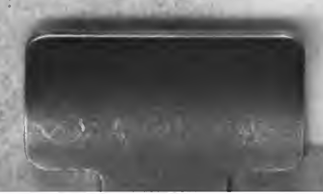






Bilder aus Paris.

Herausgegeben

von

Fr. v. R.

Zweiter Band.

Ulm, 1839.
Stettin'sche Buchhandlung.


GESCHENK
FRESENIUS

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Bilder aus Paris.



I.

Die Soiréen des Winters $18^{37}/_{38}$.

Gäbe es das ganze Jahr über nichts als schöne und lange Tage, wäre der Himmel stets hell und klar, weheten die Winde immer sanft und kühl, blieben die Blumen immer frisch, der Wald immer grün und duftend, so wüßten wir die Leute dem Tausend nach zu zählen, die am Leben nur wenig Reiz finden würden. Solchen ist der Glanz der Kerzen im December und Januar weit lieber, als die Strahlen der Sonne im Juni oder Juli. Für solche beginnt das Leben erst mit den winterlichen Reifen, mit den ewigen Nächten, die Liebhaber der kalten und düstern Saison müssen sich folglich noch nie glücklicher gefühlt haben, als in diesem Jahre, wo der Winter gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Wer vermag die unendliche Reihe der nächtlichen Feste zu zählen, die in den letzten Monaten sich noch vervielfältigten? Wo ist die Gegend in Paris, oder wo ist vielleicht das

Haus zu finden, das nicht seine Soiréen gehabt hat? Der Ehrgeiz, seinen Salon der Menge zu öffnen, ist anerkannt im Fortschreiten begriffen; der Geschmack an Luxus und Vergnügen verbreitet sich immer weiter und weiter, und überdies ist dieser Ehrgeiz nicht mehr uneigennützig. Unser Jahrhundert versteht zu rechnen und giebt nicht gern Nichts um Nichts. Der Einfluß guter Diners war bekannt, der Einfluß der Soiréen kommt jetzt an die Reihe, und wenn letzterer weniger personell, weniger direct ist, als der erstere, so ist er dagegen weit ausgebreiteter und befriedigt viel mehr Ansprüche. Man hat anerkannt, daß es bei Allem, was man selbst betreiben, oder von Andern betreiben lassen will, den größten Vortheil gewährt, einen Salon in die Wagschaale legen zu können, vorzüglich einen glänzenden, stark bevölkerten Salon, einen tanzenden, einen musikalischen Salon, und in solchen Fällen hat man kleine Opfer, um sich einen solchen zu verschaffen, nicht in Anschlag gebracht.

Die Physiognomie der Pariser Soiréen ist nicht weniger verschieden, als die Stellung, oder der officielle oder Privat-Charakter Derjenigen, die sie geben. Wollen wir zuerst nur in dem bürgerlichen Kreise uns umsehen, so finden wir Soiréen der Gerichts- und Verwaltungsbeamten, der Notare und Advokaten,

die Soiréen der Bankiers und Handelsherren, die Soiréen der Schriftsteller und Künstler. Die ersten sind ruhig und steif, und riechen nach dem Verhörzimmer und nach dem Gerichtssaale; die zweiten sind prachtvoll, gleich den Galerien eines Bazars, und bewegt, gleich der Börse an einem Monatsabschluß; die dritten endlich sind bald laut und lärmend, wie ein Klubb, bald feierlich-ernst, wie ein Kongreß, stets aber emaillirt mit einer Menge von Celebritäten, und nuancirt durch zahlreiche Obscuritäten. Es ist wirklich ein seltsames Schauspiel, das diese Versammlungen darbieten, von denen die meisten nur der Mode wegen, und um in den Journalen genannt zu werden, stattfinden, in welchen drei Viertheile der Eingeladenen nur deswegen kommen, um zu beweisen, daß sie wirklich eingeladen waren, und um mit der Einladung zu prahlen, wo aber das Glück, sich eines solchen Vorzugs rühmen zu können, schnell durch die Ueberraschung und den Aerger geschmälert wird, wenn man sieht, daß man es mit gewissen Personen theilen muß. Bei solchen Gelegenheiten hält die Hoffahrt offene Sitzung, man möge nun in derselben erscheinen, um zu sehen, oder um gesehen zu werden, um sich zu vergnügen, oder zu langweilen, was davon abhängt, ob die Eigenliebe sich aus dem Hand-

gemenge mit heiler Haut, oder auf den Tod getroffen, zurückzieht.

Alle Soiréen gleichen sich in einigen Punkten. Seitdem die erste Bedingung einer Soirée darin besteht, seine Wohnung bis zur Treppe hinab mit Menschen anzufüllen, sieht man sich gezwungen, eine Masse von Bekannten und Freunden einzuladen, die man kaum kennt, und freundlich am Abend empfängt, wenn man ihnen gleich am Morgen die Thüre vor der Nase zuschließen würde. So hat man uns unter andern eine ein Haus machende Dame genannt, die stets bereit ist, alle jungen Leute, die man ihr vorstellte, einzuladen. Sie fragt dabei nur nach zwei Dingen, ob sie groß gewachsen seien und ob sie lakkirte Schuhe hätten. Die Sache ist nemlich: Herren von gebrechlichem Ansehen, Tänzer von der Größe des Herrn Thiers entstellen den schönsten Ball, wie nicht recht tiefschwarz-glänzendes Schuhwerk die schönsten Cavaliere.

Bemerken wir wohl, wie die Stunde, in der die Bälle beginnen, immer weiter sich zurückschiebt? Niemand will früher kommen, bevor nicht schon alle Welt da sei. Je kälter das Wetter ist, je mehr Grade der Thermometer unter Null anzeigt, um so länger lassen die Geladenen auf sich warten. Dies ist eine kluge Vorsicht. Aus Furcht, die Hitze möchte

zu stark werden, macht man in den Salons lieber gar kein Feuer; hieraus folgt begreiflich, daß die zuerst Ankommenden vor Kälte mit den Zähnen klappern, ob man ihnen gleich unaufhörlich wiederholt: — „Binnen einer Stunde wird es Ihnen schon warm genug werden." Da fällt mir immer jener Portier ein, der, als er Quartiere in einem Hause zeigte, dessen Treppe am hellen Mittag stockfinster war, ganz unbefangen sagte: — „Die Treppe ist allerdings am Tage finster, Abends aber wird sie beleuchtet!"

Der Hauptzug, der im verflossenen Winter die Soiréen charakterisirte, war die ungeheure Verschwendung, die mit Musik getrieben, und so arg wurde, daß der Ball vom Concerte sich fast erstickt sah. Mit seltenen Ausnahmen eröffnete Musik, und zwar von Künstlern vorgetragene Musik, die Sitzung. Der Liebhaber existirt nur noch in der Sage; die Faubourghs und die Provinz ausgenommen, weiß man gar nicht mehr, was nur ein Amateur ist; seine Studien haben ihn so hoch gesteigert, daß er sich selbst nicht mehr leiden mag. Kaum werden noch einige Sänger oder Sängerinnen der haute Volée geduldet, Instrumente aber von keinem Liebhaber auch nur berührt; sie sind ihm verboten, wie kleinen Kindern Messer und ungeschickten Leuten Schießgewehre. Künstler herrschen, ohne ihren Ruhm theilen zu müssen,

und so weit befindet sich alle Welt recht wohl dabei, vor allen die Künstler, die sich fêtirt und gesucht sehen, die in keiner andern Verlegenheit sich befinden, als eine Auswahl unter den sie bestürmenden Einladungen treffen zu müssen, und die nicht wissen, wie sie sich vor dem sie verfolgenden Bravo's schirmen sollen, und dann die Zuhörer, deren Ohren bei dieser heilsamen Veränderung hauptsächlich und unermeßlich gewonnen haben.

Weil aber jedes Gute auch irgend ein Uebel in seinem Gefolge mit nachschleppt, so dürfte es sich doch auch zutragen, daß die Künstler einstmals ziemlich hart das Unangenehme einer Lage empfinden dürften, die ihnen jetzt nichts als lauter Vortheile zeigt. Kann der Liebhaber seine Talente nicht mehr anwenden, kann er keinen Nutzen mehr von ihnen ziehen, warum soll er sie doch cultiviren? Warum soll er hartnäckig länger Unterricht nehmen und theure Lectionen zahlen? Wenn er nun aber von seinem Ausgabe-Budget musikalische Studien wegstreicht, würden sich alsdann die Künstler nicht von eben so vielen Rivalen als Schülern bedroht sehen? Die Einnahme der öffentlichen Concerte, die jeder Künstler am Ende der Saison der Privat-Concerte giebt, muß allerdings in Rechnung gezogen werden, hier aber müssen wir einen andern wunden Fleck berühren. Während der Monate

Januar und Februar finden die Soiréegeber und ihre Gäste einstimmig die Musik ganz vortrefflich, köstlich; die Künstler werden mit Artigkeiten überhäuft und wie Helden behandelt. Leider leben die Künstler aber nicht von der Luft, können auch ihre Familien nicht von Gefrorenem und kleinem Backwerk ernähren, und ihre Mühe muß auf die eine oder die andere Art belohnt werden. Mit dem März kommen auch die Billets zu den Concerten, die sie zu ihrem Benefiz geben. Jeder ein Haus machende Mann wird nach seinem Range, nach seinem Ansehen und nach der Zahl der Sitzungen tarirt, die man ihm gewidmet hat. So erhält der Eine zwölf, der Andere zwanzig, ein Dritter vierzig, fünfzig, hundert Billets. Glücklich ist der Künstler zu preisen, wenn er mit keinem ökonomischen Mäcen zu thun hat, der, ohne sich zu schämen, ihm das ganze Packet wieder zurücksendet mit Ausnahme vielleicht von zwei Billets, die für sich und seine Frau zu behalten, ihm, wie er sagt, ein wahres Vergnügen macht. Freigebige, mit Gefühl für das Schickliche begabte Mäcene behalten alle Billets, suchen es aber so einzurichten, daß sie die ganze Last auf ihre Freunde und ihrer Freunde Freunde abladen; sie vertheilen dem Kopfe nach die ihnen en bloc aufgelegte gezwungene Steuer; dies ist alsdann der Saldo für ihre Soréen, dies ist der

Moment, wo die Dame des Hauses den furchtbarsten Aufwand von Liebenswürdigkeit, Feinheit und Beredtsamkeit macht.

Bei'm Aufwande fällt uns die Bemerkung ein, daß die allerschlimmste Gattung der Soiréen diejenige ist, die sich durch Seltenheit eßbarer Gegenstände und durch völlige Hungersnoth an Erfrischungen auszeichnen. Warum muß man einige Hundert Personen in Unruhe versetzen, um ihnen das Vergnügen des Hungers und Durstes zu verschaffen, das durch Anstrengung und Hitze noch pikanter wird? Giebt es etwas Lächerlicheres, als die emsige Beflissenheit gewisser Hausherren, mit der sie die Platten, auf denen Eis steht, begleiten, und in einem fort wiederholen: „Meine Herren, das ist für die Damen!“ so zwar, daß meine Herren niemals Etwas bekommen? Giebt es etwas Demüthigenderes, als gezwungen zu sein, sich in einen Hinterhalt zu legen, um vielleicht en passant ein Glas Sorbet wegzuschnappen, der sehr oft von weniger als schlechter Qualität ist? Allerdings werden solche Beispiele von Schäbigkeit in der Pracht täglich seltener und fürstlicher Aufwand immer gewöhnlicher. Man hat endlich eingesehen, daß es nicht genug war, nur Soiréen zu geben, sondern daß man sie auch anständig geben muß. Man sucht es jetzt in diesem Punkte einander zuvor

zu thun und streitet um die anmuthigste Art in Ausübung der Gastfreiheit. Neben splendiden Buffets hat man noch sinnreiche Lotterien errichtet, die halb gute, halb schlechte Gewinne enthalten, und dem Zufalle hat man es überlassen, eine ganze Gesellschaft durch eigensinnige Austheilung seiner Gunst zu vergnügen. So erhält ein Herr einen Stickrahmen mit einer angefangenen Stickerei, diese Dame oder dieses Fräulein ein prächtiges Paar Steigbügel, ein herrliches Paar Badehosen u. s. w., ohne der Fälle zu gedenken, wo der Zufall die geschickteste Hand durch geschickte und passende Wahl zu übertreffen scheint.

Seitdem die große Lotterie selig entschlafen ist, sind kleine Lotterien in Aufschwung gekommen; es ist eine wahre lebendige Nothwendigkeit, das Unbekannte sowohl im Vergnügen als in der Wissenschaft aufzusuchen! Die maskirten Bälle entlehnten hiervon vor Zeiten ihren ganzen Reiz. Jetzt genießen die kostümirten Bälle mit unbedecktem Gesichte des größten Beifalls, der in diesem Jahre noch zunahm. Die Frauen finden dabei den Vortheil, daß sie die Tracht aller Länder, aller Zeiten versuchen können, um zu erfahren, welche ihnen am besten steht, und viele Männer sind Weiber in diesem Punkte; ihnen droht aber hierbei eine fortwährende Gefahr, nemlich die oft unglückliche Sucht, im Charakter ihres

Kostüms zu reden und zu handeln. Man könnte die kostümirten Bälle eigentlich in zwei Klassen theilen, in die der öffentlichen Bälle, wo unaufhörlich der Versuch zu einem von der Moral und den Sergens de ville verbotenen Tanze gemacht wird, und in Privatbälle, wo der noch kühnere Versuch unternommen wird, viel geistreiche und witzige Sachen zu sagen.

Daß die durch die legislative Art gefällte Lotterie sich ganz unschuldig von Neuem in den Salons erhebt, hat nicht die mindesten bösen Folgen; anders gestaltet es sich aber, wenn die durch hohe Weisheit geschlossenen Spielhäuser, dem allgemein ausgesprochenen Wunsche zum Trotze, sich in denselben wiederum öffnen und die Roulette in Form der Bouillotte auftritt, denn dies ist ein scandalöser, furchtbarer Mißbrauch. Und sind nicht gerade durch ihn die Soiréen des verflossenen Winters besonders bemerklich gemacht worden? Wird die Spielsucht nicht unaufhörlich durch ihre eigenen Auswüchse, durch ihre eigenen Folterqualen gesteigert? Nährt sie sich nicht durch Börsenspiel, durch Hoffnung blitzschneller Gewinne, die beide in unsern Sitten Sitz und Stimme erhalten? Das Ecarté, vor Kurzem noch so berüchtigt, war ein wahres Kinderspiel in Vergleich mit der Bouillotte, die man verbessert hat, um sie mit den Eisenbahnen und Dampfmaschinen in Harmonie zu

bringen. Zwischen Unbekannten, die sich zufällig treffen und die nur ihre gegenseitigen Börsen zu haben wünschen, gespielt, hat die Bouillotte an und für sich nichts, das empörender und widerlicher wäre, als jede Börsen=, jede Handelsspeculation, deren einziger Zweck nur darin besteht, eine gewisse Summe aus der Tasche des Einen in die des Andern hinüberspazieren zu lassen. Wer kennt aber eine größere moralische Häßlichkeit, als eine zwischen Freunden gespielte Bouillotte, die bis auf einen Napoleon genau die Summe wissen, die Keiner von ihnen verlieren kann, ohne in die bitterste Verlegenheit zu gerathen? Heißt das ein Amüsement, wenn man sich um einen grünen Tisch setzt und lange Nächte durchwacht, stets gefesselt durch die Sucht, die seinen Freunden abgenommene Goldsäule zu vergrößern, oder ihnen einiges Silber zu entreißen, das sie den Karten anvertraut hatten? Heißt das ein Amüsement, wenn man sich den Chancen eines hinterlistigen Spieles aussetzt, in dem jeder Spieler sein Spiel regelt nach dem Charakter und der Physiognomie seines Gegners, in einem Spiele, in dem man weit mehr den Spieler als das Spiel in's Auge fassen muß und wo glückliche Kühnheit alle Betrügereien rechtfertigt? Beklagen wir alle Diejenigen, die einer solchen fieberhaften Aufregung bedürfen, um zu fühlen, daß sie leben, und beglück=

wünschen wir sie, wenn ihre unheilschwangern Genüsse nur ihren Börsen verderblich werden!

Der Bouillotte-Spieler kommt bei guter Zeit, denn jede Zeit betrachtet er als verloren, die er nicht beim Spiel zubringt. Sein erster Blick gehört nicht der Frau des Hauses, sondern den Spielern, denen er zu begegnen hofft, und denen er hier ein Rendez-vous gegeben hat. Fehlt ein Einziger, so verfällt er in sichtbare Unruhe, er sucht und ruft ihn, wie man einen theuren Gegenstand ruft. Glaube ja Niemand, ihn von seinem Lieblingsgedanken dadurch abziehen zu können, wenn man ihn nach seiner Frau fragt, wenn er eine hat, oder mit ihm von der Rentenumwandlung, von dem Eisenbahnen-Netz oder von der neuen Oper reden will; eben so wenig vernimmt er den, schwermüthige Töne aushauchenden Sänger oder des Orchesters fröhliche Klänge; er ist taub, er ist stumm, er zehrt sich in der Stille selbst auf und wartet. Jetzt erscheint endlich der vierte Mann, gleich entfaltet sich seine Stirn, ein Blitz zuckt über seine eingefallenen Wangen: jetzt ist die Bouillotte möglich! die Bouillotte kann anfangen! Noch ist aber kein Tisch dazu hergerichtet, noch sind keine Karten, keine Leuchter da!... Unser Mann fährt den Herrn des Hauses an, zankt mit den Dienern, oder schleppt selbst Alles herbei. Ist die Menge so dicht und fest, daß

man kaum durchkommen kann, so weiß er sich doch Bahn zu brechen und bedarf keiner Gendarmen, um durchzukommen und, zwar mit großer Mühe, vier Sessel um seinen Tisch herum aufzupflanzen. Nun sitzt er fest, wie angenagelt, bis der Ball endlich an Ermüdung und Erschöpfung erlischt, und das letzte Tänzerpaar erschöpft niedersinkt, bis der letzte Kronleuchter dampfend erstirbt, und bis die Dame vom Hause die Spieler, welche die frühe Morgenstunde vergessen, um freien Gebrauch ihres Schlafgemaches bittet. Es giebt nichts Hartnäckigeres, als einen Bouillottespieler; in verzweifelten Fällen, und solche kommen nur zu häufig vor, zeigt er die thierische Beharrlichkeit des Lama's, das lieber unter dem Prügel stirbt, als nur ein Glied rührt, wenn es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, nicht vom Platze zu weichen.

In einer Nacht des verflossenen Winters hatten Herr und Frau von S... einen prachtvollen Ball gegeben, der mit allen Anhängseln, als Concert, Souper, Whist und Bouillotte geschmückt war. Ganz gegen Gewohnheit war die anwachsende Gesellschaft durch die von einigen benachbarten Bällen herbeiströmende Menschenmenge noch bedeutend vermehrt worden. Anstatt nachzulassen, hatte der Tanz neue Kräfte gewonnen, die Quadrillen waren verdoppelt worden,

Walzer und Galopp hatten ihren Kreis immer mehr erweitert auf Kosten der Spieler, die, von Zimmer zu Zimmer getrieben, von dem Kabinet des Herrn in das Zimmer der Hausfrau, von dem Zimmer in das Boudoir geflüchtet waren. Das Whist hatte zuerst das Feld geräumt, der Nachdenken erfordernde Robber liebt Einsamkeit und Schweigen. Die Bouillotte hatte lange Stand gehalten, doch war sie zuletzt genöthigt gewesen, mit zwei Tischen in dem Boudoir zu cantonniren, als Herr von S... endlich den acht Spielern dadurch definitiven Abschied ertheilte, daß er ihnen die Lichter ausblies. Artig genug, packten die Spieler ein, bewerkstelligten ihren Rückzug und entschuldigten sich bestens wegen des verlängerten Aufenthaltes, den sie auf seinem Territorium genommen hatten.

Es war ungefähr zwischen fünf und sechs Uhr Morgens; Herr von S... geleitete die Spieler bis an die Thüre des Gemachs und musterte im Zurückgehen mit dem Auge des Herrn die Stellen, wo es am hitzigsten zugegangen war, d. h. den Speisesaal. Kaum sah sich Frau von S... allein, so klingelte sie ihrer Kammerfrau und warf schnell den ganzen sie belästigenden Staat ab. Der dienstbare Geist erschien nicht, Frau von S..., fast vor Schlaf umsinkend, wurde ungeduldig. Ohne die Wirkung eines dritten Schel-

lenzuges abzuwarten, riß sie selbst die Robe herunter und eilte in ihr Ankleidezimmer, im Augenblick aber, als sie die Hand auf den Drücker legte, traf ein Ton, wie von hingeworfenem Gelde, ihr Ohr und gleich kamen ihr Diebe in die Gedanken. Starr, unbeweglich lauscht sie, das zwei-, dreimal leise, aber rasch ausgesprochene Wort: fort! fort! bestärkt ihren Argwohn. Kein Zweifel mehr! es sind Diebe! das Fenster des Kabinets geht in den Garten; die Räuber waren wahrscheinlich im Begriffe, durch diesen Weg zu fliehen.

Frau von S... läßt so hastig den Drücker los, als wäre er glühend gewesen, stürzt auf die Thüre ihres Zimmers und ruft aus allen Kräften, die sie noch zusammenraffen kann: Hülfe! Diebe! Ihr Gatte eilt herbei, zwei Diener folgen ihm. „Dort sind sie," ächzt Frau von S... und deutet auf das Kabinet. Herr von S... ergreift seine Pistolen, der eine Bediente erwischt die Feuerzange, der andere einen Leuchter und so stürmt man kühn in die Räuberhöhle. Wie erstaunte aber Herr von S..., als er vier Herren um einen in der Wand angebrachten Guéridon gruppirt fand, die von der einen Seite von einem in den letzten Zügen liegenden Lichte, von der andern von einer Nachtlampe beleuchtet wurden. Einige saßen auf Hutschachteln, der Vierte auf einem

Möbel, welches der Anstand zu nennen verbietet und Alle waren mit unbegreiflichem Eifer in einer Parthie Bouillotte begriffen. „Meine Herren," begann Herr von S... etwas herzhafter, als zwei Minuten früher, „erlauben Sie mir, zu fragen, was sie hier thun?" — „Sie sehen es ja," entgegnete einer der Spieler, „wir spielen Bouillotte." — „Um diese Stunde und an diesem Orte?" — „Ja, wir fanden keinen andern Zufluchtsort. Wir hatten uns das Wort gegeben, fortzuspielen, namentlich ich, der im Gewinnste war..." — „Das ist allerdings recht gut," fiel ihm Herr von S... ins Wort, „alle Welt ist aber schon längst fort! Wissen Sie wohl, daß Sie uns in gewaltigen Schrecken versetzt haben?... das heißt nämlich, meine Frau und meine Leute... Um so mehr, da ich nicht die Ehre habe, irgend einen von Ihnen zu kennen." Keiner der vier Spieler war auch in der That Herrn von S... persönlich bekannt, sie eilten aber, rasch die Freunde zu nennen, die sie eingeführt hatten, ausgenommen der Spieler, der zuerst das Wort geführt hatte und sich auf Niemand berief. Er war aber auch der Glücklichste gewesen, denn als er aufstand, um mit den Andern fortzugehen, konnte man sehen, wie seine Taschen von Gold und Silber strotzten; der Sieger hatte einen schweren Tritt, die Besiegten einen sehr leichten Gang.

So endigte eine der brillantesten Fêten des Winters, der Herr des Hauses ließ die vier Spieler bis zu der kleinen Nebenpforte hinausbegleiten, um diesmal Gewißheit zu haben, daß sie wirklich fort seien. Wenn nun bei der nächsten Straßenecke ein wirklicher Dieb den Gewinner ausgeplündert und eine dazu gekommene Patrouille den Spitzbuben über frischer That ertappt hätte, so würde er in's Gefängniß und von da in den Bagno gewandert sein, während der Sieger sich friedlich in sein Bett gelegt haben würde, um am andern Tage wieder von Neuem zu beginnen. Ist das eine gerechte Justiz? Wir legen diese Frage allen erleuchteten und gewissenhaften Richtern vor, die aber keine Bouillottespieler sein müssen.

II.

Pariser Landleben.

I.

Sobald die Frühlingssonne scheint, sobald die Kastanien in den Tuilerien ausschlagen, spürt die gesammte Pariser Bevölkerung einen unbezähmbaren Trieb zum Landleben. Große Welt und kleine Welt senden gleich zärtliche Blicke über die Barrièren; Paris, die Stadt des Schmutzes und des Rauches, muß verlassen, der von Mauern begrenzte Horizont geflohen, das steinerne Grab gesprengt, kurz, es muß mit Einem Worte hinaus, auf das Land gezogen werden. Die den Ton angebenden und beherrschenden modischen Damen, die stete Veränderung lieben, zählen mit Schrecken die Fêten zusammen, auf denen sie sich gezeigt, und die Contretänze und Galopps, die sie getanzt haben. Vom December bis hinein in den April haben mehrere von ihnen nach der Musik der Flöte und des Klapphorns so viel galoppirt, daß sie auf dem Parquet der Salons nach der Berechnung

tüchtiger Statistiker wenigstens eine Strecke Weges zurückgelegt haben, die fünfzehn bis achtzehn Mal um das Marsfeld herumreichen würde, und das ist wahrhaftig mehr, als Miß Anette und Volante, die wackern Rennpferde, in einem Jahre durchlaufen. Eine solche Berechnung vor Augen, beginnen die kühnen Heroinen der Bälle und Routs zu zittern und zu beben für ihre Brust, für ihren Teint, für ihre Jugend. Alles wäre hin und verloren, wenn nach so vielen, nach so harten Anstrengungen und Arbeiten, das Landleben nicht seine Ruhe, seine frische Luft, seine Milch und seine kühlen Schatten darböte.

In diesem Jahre konnte die Auswanderung auf das Land erst spät beginnen, der Winter war hartnäckig, der Frühling fehlte so zu sagen gänzlich. Jener Uebergang, der so anmuthig den Winter mit dem Sommer verknüpft, war ausgeblieben, es gab keinen Frühling in diesem Jahre. Frauen, die nur nach Frühlingen zu zählen pflegen, haben in diesem Jahre einen beträchtlichen Ausfall. Nun aber ist der Sommer da, ganz warm und heiß kommt er mit dem Juni an; das Zeichen ist gegeben, die elegante Welt fliegt aus, und bald wird in Paris kein Mensch mehr sein, als die Beamten-Aristocratie und reichlich beschäftigte Leute: Pairs nemlich, Minister, Budget-Sklaven und Börsenmänner. Die wahre,

ächte Aristocrotie, die Aristocratie, die nichts thut und von ihren Renten lebt, ist fort auf das Land.

Der Juni ist der Prachtmonat des Landlebens. Eine der ersten Pariser Modedamen, Frau von B... zum Beispiel, hat allen städtischen Vergnügungen aufrichtigen Herzens Lebewohl gesagt. Die Toilette, dies Hauptgeschäft des Winters, ist gänzlich vergessen; ein Kleid von Percal, ein grünes Band zum Gürtel, ein Strohhut, das ist das von Frau von B... mit freudiger Wonne gewählte Kostüme, und fest ist sie entschlossen, keinen Finger breit von dieser pastoralen Einfachheit zu weichen. Was sollte man auch mit ausgesuchter Toilette, mit neuen Moden anfangen, wenn man entschlossen ist, ganz der Einsamkeit geweiht zu leben? Denn fest ist beschlossen, Niemand bei sich zu sehen; das Land muß für überlästigen Besuch undurchdringliche Zuflucht gewähren, der Lärm der Fremden würde ihm allen Reiz entreißen. Frau von B... hat allerdings einige Freunde eingeladen, sie zu besuchen, und kurze Zeit auf dem Lande zuzubringen. Die Einladungen waren aber nur so obenhin gemacht, und sind wahrscheinlich längst vergessen! Uebrigens liegt das Gut der Frau von B... vierzig Stunden von Paris entfernt, und dies ist der beste Schutz.

Nun giebt sich Frau von B... dem Reize des Landlebens ganz hin. Mit Tagesanbruch steht sie auf, schaut nach der Milchwirthschaft, nach dem Geflügelhofe und sieht nach den Arbeitern. Mütterlich sorgt sie für ihre Hühner und Tauben, zieht Seidenwürmer und füttert Bienen. Der Gärtner muß eigene Blumenbeete anlegen, die sie selbst bepflanzen und pflegen will. Ist ein solches Leben nicht tausendmal den Theatern, den Bällen, und den geräuschvollen und doch so leeren Vergnügungen vorzuziehen, die Paris darbietet? Frau von B... lebt und webt in ihrem Landwesen, und Herr von B... befindet sich vollkommen glücklich in diesem sanften und friedlichen Leben; — Ruhe ist das höchste Glück der Ehemänner!

Und liefert überdies das Landleben nicht selbst auch recht artige Zerstreuungen? Sind lange und weite Promenaden, Fischfangparthien, der Besuch der ländlichen Hütten, Wohlthaten austheilen, und Segenswünsche und Gotteslohn dafür einnehmen, nicht als recht hübsche Unterhaltungen in Anschlag zu bringen? Frau von B... versieht in ihrer Gegend die Stelle der göttlichen Vorsehung. Sonntags besucht sie den Dorfball, mischt sich unter die Tänze der Bauern, und hat ihre größte Freude an der fröhlichen Lust der wackern Leute. An ihrem Geburts-

tage krönt sie ein Rosenmädchen, die Tugend muß ermuthigt und ermuntert werden. Mit den Gutsnachbarn unterhält man nicht die geringsten Verbindungen; allen ihren zuvorkommenden Artigkeiten setzt man eisige Kälte entgegen, und nimmt von Niemand Besuche an, als vom Pfarrer, der wöchentlich einmal auf dem Schlosse speist.

Einen ganzen Monat lang erhält sich dies köstliche Leben in seinem vollen Reiz. Eine hohe Modedame kann wohl vier Wochen lang Gefallen daran finden, Hühner zu füttern, Blumen wachsen zu sehen, den Sonnenaufgang zu betrachten und den süßen Tönen der Nachtigall zu lauschen. Bald aber erscheinen diese reinen und ruhigen Freuden höchst einförmig; gegen den eigenen Willen flattert der Geist in eine andere Welt, verrätherischerweise beschleichen Erinnerungen die müßige Phantasie. Bis jetzt las man nichts als la maison rustique und le parfait jardinier, jetzt sucht man aus der Bibliothek einige alte staubige Romane hervor, die mit natürlichen Dingen nichts zu thun haben. Endlich langt ein Journal an; es ist Psyche, die niedlichste, den Moden gewidmete Zeitschrift. Hastig wird es aufgerissen, man geräth fast außer sich über die Toilette, deren Zeichnung die gute Psyche liefert; die Robe ist entzückend, der Hut ganz vollkommen. — „Alles

müßte mir göttlich stehen," denkt Frau von B...,
„aber leider würde ich keine andern Zeugen meiner
Eleganz haben, als meinen Gatten und den ehrlichen
Pfarrer!"

Jetzt gedenkt Frau von B... der Personen, die
sie eingeladen hat, und die ihr versprochen haben,
einige Tage auf dem Lande bei ihr zuzubringen, die
aber nicht kommen; bitter beschwert sie sich über ihre
nachläßige Gleichgültigkeit. Auf den Fêten, die sie
in Paris gab, fehlten sie doch nie, aber vierzig elende
Stunden zu machen, um ihre ländliche Einsamkeit er-
heitern zu helfen, das ist den Undankbaren zu viel!
Sie erinnert schriftlich ihre Freundinnen an ihr Ver-
sprechen, sie verschmäht sogar nicht einige List, um
ihren Entschluß zu lenken: jeder vertraut sie im Ge-
heim die nahe bevorstehende Ankunft gewisser Perso-
nen an, mit der sie gern zusammentrifft. Endlich,
nach langem Warten, stellt sich ein Besuch am Git-
ter des Schlosses ein. Herr Destilleuls läßt seine
Ankunft der Frau von B... melden.

In Paris nahm Frau von B... von diesem
Herrn, der sich in der Menge der Habitués ihres
Salons verlor, nicht die mindeste Notiz, hier aber,
auf dem Lande, wird Herr Destilleuls, weil er zu
rechter Zeit zu kommen wußte, mit offenen Armen
und größter Auszeichnung aufgenommen. Jede Saison

hat ihre eigenthümlichen Helden, mancher glänzt bei'm Kerzenlicht und verschwindet in den Sonnenstrahlen. Andere, und nicht wenige, sind nur in der Stadt geistreich und witzig, und verlieren auf dem Lande alle diese Vorzüge. Die renomirtesten Dandy's verachten übrigens das Leben auf dem Lande, weil es ihrem Thun einen zu kleinen Schauplatz und zu wenige Zuschauer bietet. Vertreiben die schönen Tage endlich die elegante Welt, so ziehen die modischen Herren dem Aufenthalt auf dem Lande weit lieber einen Ausflug nach Baden, oder in die Bäder des Mont d'Or vor, denn dort können sie frei ihre Talente wuchern lassen und ihre Eroberungen fortsetzen. Ausnehmend begünstigen Bäder das Anknüpfen neuer Bekanntschaften, gestatten leicht das Erscheinen aller möglichen Arten von Zufällen, und bieten zum Knüpfen und Lösen von Intriguen die besten Gelegenheiten dar. Die Hauptkokettem der Pariser Gesellschaft sorgen auch stets dafür, sich nach dem Winter irgend ein Bad verordnen zu lassen, in welchem die blassen Antony's ihre Magenentzündungen und ihre Sommerleidenschaft spazieren führen. Das Landleben bleibt bescheidenen Helden, dem Herrn Destilleuls vorbehalten.

Herr Destilleuls ist die ächte Grundform eines Landparasiten. In der Stadt und während der kalten

Jahrszeit macht er wenig Lärm, bleibt ganz beschei-
den zurückgezogen in seinem Schneckenhause, und
nimmt recht gern Platz unter den Comparsen eines
Salons; laßt aber nur die schönen Tage kommen.
Im Winter eine Raupe, verwandelt sich Herr Des-
tilleuls im Sommer in einen gaukelnden Schmetter-
ling. Sobald die Blätter anfangen herauszubrechen,
beginnt seine Metamorphose; auch er schlägt aus mit
dem Frühlinge, und um die Rosenzeit steht er in
voller Blüthe. Sein einziges Dichten und Trachten
geht im Winter nur dahin, einige alltägliche Einla-
dungen wegzuschnappen. So mengt er sich z. B. un-
ter Leute, zu denen eine Dame des Hauses aus Ar-
tigkeit sagt: — „Wir hoffen in diesem Sommer Sie
in der Normandie bei uns zu sehen!" Er verbeugt
sich, zum Zeichen, daß er die Einladung annahm,
Niemand giebt Achtung darauf, wenn er aber kommt,
so ist er gewiß sehr willkommen. Denn nun ent-
wickelt Herr Destilleuls sein ganzes Talent, er besitzt
nämlich die kostbare Kunst, gerade zu rechter Zeit,
nicht zu früh und nicht zu spät, anzukommen. Den
Tag der Abreise der Frau von B... hat er notirt,
genau den Augenblick berechnend, wenn die Lust am
Landleben aufzuhören anfängt, und hat sich in seiner
Rechnung nicht geirrt. Wäre er eine Woche früher
gekommen, hätte er noch sehr überflüssig geschienen,

eine Woche später wäre er bereits zu viel gewesen, denn anderer Besuch würde ihm zuvorgekommen sein.

Der Augenblick konnte folglich nicht günstiger gewählt sein, Frau von B... empfing unsern Destilleuls wie den besten ihrer Freunde, und wie eine in der Gesellschaft hohen Rang einnehmende Person. Er kündigt gleich an, daß er nur drei, vier Tage im Schlosse verweilen kann; man dringt aber in ihn, man fleht ihn fast an, und wenn er sich genug hat bitten lassen, willigt er endlich ein, die ganze Saison über da zu bleiben, und seine andern Einladungen, seine eigenen Geschäfte in die Schanze zu schlagen. Nun wird Herr Destilleuls mit Danksagungen überhäuft, und in das beste vorzugsweise aufgehobene Appartement installirt. Ein Onkel, den man zu beerben denkt, kann nicht besser fêtirt werden. Er läßt Alles ruhig geschehen, um aber für alle diese Aufmerksamkeiten auch etwas zu thun, geht er an's Werk. Er erzählt neue Anekdoten, handelt den ganzen Schatz der Pariser Chronik weitläufig ab, giebt allen seit letztem Herbst gesammelten Witzvorrath willig von sich, macht es mit einem Worte wie viele Andere auch, und sieht seine kühnsten Hoffnungen übertroffen. Man findet ihn liebenswürdig, köstlich, und Frau von B... erklärt ihn laut für den charmantesten Mann von Paris.

Den liebenswürdigsten Mann von Paris kann man aber unmöglich den ganzen Sommer über zu dürrem, ödem Landleben verdammen. Frau von B... zittert vor dem Gedanken, daß Herr Destilleuls baldigst des kleinen, aus ihr, ihrem Gatten und einmal in der Woche dem Pfarrer bestehenden Cirkels überdrüssig werde. Um ihn länger zu fesseln, muß man für ihn auf einige Zerstreuungen denken, und während man neuen Besuch erwartet, entschließt man sich, die Nachbarschaft zu besuchen, und die von ihr genossenen zuvorkommenden Artigkeiten heimzugeben. Darauf warteten die Nachbarn schon längst, gegenseitige Verhältnisse werden angeknüpft, man giebt sich wechselsweise Gesellschaften und Soiréen, man kommt zusammen, macht Musik, spielt; endlich langt Frau von B...'s beste Freundinn von Paris an, und um ihre Ankunft zu feiern, wird ein kleiner Ball nach dem Klavier organisirt. Bald vergrößert sich die Gesellschaft, das Land sieht die schönsten Tage des Winters von Neuem aufleben. Wollte Herr Destilleuls jetzt vom Fortgehen reden, man würde wahrlich, um ihn zurückzuhalten, keine großen Anstrengungen machen, er hat aber versprochen, auszuharren, und er ist Mann von Wort. Frau von B... läßt die neuesten und glänzendsten Moden aus Paris kommen; nichts ist für das Land zu schön. Uebrigens kommen ja

alle ihre Freundinnen mit fünf, sechs Kästen voll Hüten und Roben an: Landleben schließt keine Eleganz aus, auch verlangt der gute Ton, daß man auf dem Lande eben so gut, wie in der Stadt, täglich dreimal Toilette mache.

Es ist aber nicht genug, die glänzendste Parure zur Schau zu tragen, die eleganten Promenaden des Bois de Boulogne zu erneuern und alle Abend zu tanzen; damit nichts an der Lust des Landlebens fehle, muß ein Theater eingerichtet und durch das Schloß B... die Wunder von Royaumont und vom Hotel Castelane verdunkelt werden. Mit lautem Beifall wird diese Idee aufgenommen, und alsbald gehen Acteure und Arbeitsleute an's Werk. Ein Orangeriehaus wird in ein Theater umgewandelt, aus der nächsten Stadt ein Architekt und zu den Dekorationen ein Maler verschrieben; die Kostüme werden bei Babin bestellt und die Coulissen-Intriguen gehen ihren schönsten Weg wie in Paris. Nichts allerliebster als Theater auf dem Lande! Die Rolle lernt man bei'm Spazierengehen in den herrlichen Baumgängen eines Parks; eine Liebesscene wird am besten in einer dunkeln Laube einstudirt; das ist köstlich! Bei der Vorstellung endlich besteht die Zuhörerschaft aus Stadt- und Landleuten, und nichts schmeichelt der Eigenliebe der improvisirten Künstler

mehr, als das naive Lob eines Zuschauers vom Lande. Bei Frau von B... wurde Schauspiel, Vaudeville, und komische Oper gegeben.

So verfließen die Monate Juli und August. Der die Jagdsaison herbeiführende September schadet leider solchen ländlichen Belustigungen. Die Jagd bringt die Männer mit Tagesanbruch auf die Füße und hetzt sie durch Felder und Wälder; todtmüde kommen sie heim und denken Abends nur an den Schlaf. Ball und Theater leiden schwer durch dieses Vergnügen; die Jäger schlafen im Tanzen und bei'm Lernen ihrer Rollen ein. Schlechtes Wetter hilft die Lustbarkeit vollends hinunterdrücken; wenn Regen und Blätter fallen, ist das Signal zur Abreise gegeben. Jeder Tag entführt der Truppe einen Acteur, dem Contretanz eine Tänzerinn. Die Zerstörung ist vollständig und der Oktober findet den Herrn Destilleuls auf dem Schlosse B... nur noch in Gesellschaft des Herrn und der Dame vom Hause.

Wie gern wäre Frau von B... jetzt vom Lande fort und wieder in Paris; sie hat aber ihren Gatten versprochen, bis Ende Novembers in der Normandie auszuharren. So oft ihr Mann einige Bemerkungen über die Ausgaben des Winters laut werden ließ, hatte sie ihm ja geantwortet: — „Sechs Monate sparsam auf unsern Gütern gelebt, bringen allen Verlust

wieder herein!“ Die Wahrheit aber war, daß, anstatt Ersparnisse zu machen, die schöne auf dem Lande verlebte Saison dem ehrlichen Herrn von B... mehr gekostet hat, als ein Winter in Paris. In Paris sieht man nur Leute bei'm Diner oder bei'm Ball in seinem Hause, die Gastfreiheit wird nur während einigen Stunden in Anspruch genommen, auf dem Lande hingegen muß man seine Gäste Monate lang beherbergen. — „Herr Destilleuls ist endlich nur allein noch geblieben,“ tröstet Herr von B... seine Gattinn; „während der beiden Monate, die wir noch hier zubringen, können wir unsern Schaden wieder etwas auswetzen.“

Auch Herr Destilleuls würde gar gern zum Rückzuge blasen und weiter ziehen, denn er hat noch mehrere Einladungen, wie die von Frau von B... in petto. Auf seiner Liste stehen ein ganzes Dutzend Schlösser, und im Falle eines schlechten Lagers, eines frostigen Empfangs, eines Irrthums in seinen Berechnungen, würde er keineswegs in Verlegenheit gekommen sein; er hat aber versprochen, bis zur eigenen Abreise der Schloßherrschaft zu bleiben; er ist folglich Gefangener auf Ehrenwort und wird zurückbehalten. Herr Destilleuls ist unumgänglich nothwendig, um die Tête à Tête des übellaunigen und gelangweilten Ehepaars zu unterbrechen, und ist verurtheilt

zu zwei Monaten Billard, Piquet und Vermittlungen zwischen Herrn und Frau von B... Vom Gemahl erhält er den Auftrag, die Gattinn zum längern Verweilen zu bereden, und von der Gemahlinn wird er bestürmt, den Eheherrn zur Abreise zu bestimmen. Herr Destilleuls bedarf Talleyrands ganzes Genie, um mit gleichem Gesichte beide Negotiationen zu führen. In den ersten Tagen des Novembers ergreift endlich Frau von B..., die es nicht länger aushalten kann, ein unfehlbares Rettungsmittel; sie wird nemlich krank, und weil sie an die Landärzte keinen Glauben hat, erklärt sie bestimmt, sie müsse abreisen, um ihren Pariser Doctor zu consultiren.

„Willst Du, daß ich im nächsten Jahre wieder hierher kommen soll?" spricht Frau von B... zu ihrem Manne, „so mußt Du Deputirter werden und für eine Eisenbahn votiren, die von Paris in unser Schloß führt. Bis sie aber fertig wird, wollen wir unterdessen ein Landhaus, vier oder fünf Stunden von Paris, miethen, damit wir wöchentlich zweimal die Oper besuchen können."

So versteht die Beaumonde das Landleben!

2.

Täglich sieht Paris einige seiner alten Bäume fallen. Neue Gebäude verheeren die Gärten; der

Stein tödtet das Blatt! Jemehr aber Bäume, Blätter und frisches Grün aus Paris verschwinden, um so heftiger sehnen sich die Pariser, wenn die schönen Tage des Frühlings beginnen, nach dem Lande. Diese Leidenschaft ist so mächtig geworden und hat so ausgebreitete Herrschaft erlangt, daß man ihr zu Liebe ein italienisches Wort naturalisirt hat, man nennt nemlich heutiges Tages Villeggiatura das durch diese Leidenschaft hervorgerufene und nothwendige Wohnen auf dem Lande.

Die Glücklichen dieser Erde, die Reichen, die Schlösser besitzen und die sechs Monate lang auf ihren Gütern leben können, sind nicht die Einzigen, die im Sommer die Reize des Landlebens genießen. Der Pariser Bürger, der Gewerbs- und Geschäftsmann versagt sich nicht diesen Genuß, und sucht ihn sich nach seinen Vermögensumständen und nach der ihm zugemessenen Zeit zu verschaffen. In der nächsten Umgebung von Paris, in der Banlieue, zeigt sich das Landleben in der unendlichsten Verschiedenheit. Die Reichen, das heißt Notare, Bankiers, Wechselagenten, Sensale, besitzen in St. Mandé, in Surène, in Neuilly Landhäuser, wohin sich alle diese Leute begeben, sobald ihre Geschäftslokale geschlossen sind und das Börsenspiel nur noch von den Spekulanten unter freiem Himmel, auf den Staffeln des Perrons bei

Tortoni fortgesetzt wird. Am andern Morgen stehen sie früh auf und eilen wieder an ihre Geschäfte. Ihre Villeggiatura besteht während sechs Tagen der Woche in täglich zwei Kabrioletfahrten und einer auf dem Lande zugebrachten Nacht. Ihre Frauen kommen Mittags nach Paris, machen ihre Einkäufe und Visiten und laufen in den Modeläden herum. Besucht man ein Theater, was häufig genug der Fall ist, so kommt man vor Mitternacht nicht auf das Land, wenn nicht gar recht schlechtes Wetter oder eine für den folgenden Tag verabredete Partie in Paris zu übernachten zwingt. Sonntags aber überläßt man sich ganz ohne Rückhalt den Reizen des Landlebens; der Sonntag ist der wahre auf dem Lande verlebte Tag, an dem man seine Freunde bei sich sieht und ein großes Diner giebt; an diesem Tage spaziert man im schwarzen Fracke unter den Linden herum und betritt feuchten Grasboden mit lackirten Stiefeln.

Steigen wir einige Stufen auf der socialen Leiter herab, so begegnet uns eine weniger elegante und einfachere Villeggiatura. Bureauchefs, Künstler, Angestellte aller Art, die eines gewissen Wohlstandes genießen, haben eine ganz eigenthümliche Art, die schöne Jahrszeit auf dem Lande zuzubringen. Sie miethen z. B. in Passy in der Hauptstraße oder in Vaugirard, aber auch in der Hauptstraße, eine Wohnung von

zwei, drei Pièces. Zu jeder Stunde des Tages begegnet man ihnen in Paris, und kann von ihnen vernehmen, wie folgt: „Ich, mein bester Freund, wohne auf dem Lande; und Sie?“ — „Ich nicht.“ — „Ich bedaure Sie. O das Landleben! Ohe rus! wie Homer sagt. Ich kenne im Sommer gar nichts Besseres und bedauere Sie recht sehr, Sie armer Stadthocker Sie! Wir haben eine ganz allerliebste Wohnung; meine Frau hat sie ausspionirt, eine köstliche Villa, im dritten Stocke über dem Entresol, in Vaugirard. Wir logiren bei einem Epicier, haben rechts vor uns ein Cabinet de Lecture und links einen Tabaksladen; der Omnibus, in den man am Pont-Neuf einsteigt, fährt gerade vor unserer Thür vorüber. Das ist äußerst bequem. Für dreißig Centimes können Sie uns besuchen; ich meines Theils mache wenig Gebrauch vom Omnibus und gehe von meinem Bureau zu Fuße in mein Landhaus, und zwar nicht aus Oekonomie, sondern meiner Gesundheit wegen, denn mein Doctor hat mir Bewegung angerathen und behauptet, das sei ganz unumgänglich nothwendig, wolle ich anders den Gebrechen entgehen, die aus einer zu viel sitzenden Lebensart entspringen. So mache ich also Morgens und Abends meine anderthalb Stunden und befinde mich kerngesund dabei.“

Personen, die den Sommer in ihren großartigen, von Wald und Feld umgebenen Landschlössern zuzubringen pflegen, werden von den Annehmlichkeiten des Landlebens bei einem Gewürzkrämer, neben einem Lesekabinet und einem Tabakskrame sich nur schwerlich einen Begriff machen können, und werden fragen, welch' großer Unterschied zwischen der Hauptgasse in Baugirard und der Rue St. Honoré stattfinde? Der ächte Bourgois von Paris lebt aber der festen Ueberzeugung, daß zwischen diesen beiden Lokalitäten gar keine Vergleichung auch nur denkbar sei. Vor allen Dingen besitzt er nemlich in Baugirard einen Garten, und das ist keine Kleinigkeit! Der ganze Garten enthält zwar weiter nichts als einen Acazienbaum, einen einzigen Weinstock und sechs Nelkentöpfe, auch muß dieser Genuß mit den zwei und zwanzig andern Miethsleuten des Hauses getheilt werden; wenn er aber zum Hause hinaustritt und nur eine kleine Viertelstunde weit geht, so befindet er sich richtig mitten in offener Feldflur und dann gehört ihm die ganze Natur. Kraut und Gras, Luft und Chaussée, Alles ist sein Eigenthum, und bekanntlich ist Baugirard mit lauter bezaubernden Aussichten und herrlichen Umgebungen gesegnet. In Passy ist es sogar noch besser, denn dort kann man das Bois de Boulogne in Form eines Parks genießen.

Es ist wirklich der Mühe werth, den ehrlichen Pariser Bürger in seinem Landhause ankommen zu sehen! Mit welcher Wollust fliegt er in seinen vierten Stock hinauf, nicht anders, als wäre es der sanft aufsteigende Abhang eines grünen Hügels! Ist er glücklich bei seinen ländlichen Penaten angelangt, so wirft er seine Stadtkleidung ab, um sein Landkostüm anzulegen. Graue Schuhe mit Kamaschen werden angezogen, die Halsbinde wird à la Collin umgeschlungen, der Kopf in den Schatten eines Strohhutes verborgen, dessen Ränder einen Fuß Durchmesser haben. Ist er nun solchergestalt in einen Schäfer der komischen Oper umgewandelt, so zieht er fort mit seiner Gattinn. Das glückliche Paar irrt auf dem Gefilde umher unter dem schirmenden Schutze eines gewaltigen Regenschirmes, der sie vor den sengenden Strahlen der Sonne sichert.

Diejenigen Liebhaber des Landlebens, die sich weit von der Stadt entfernen wollen, schlagen sehr gern ihr Sommerlager in Vincennes auf, einem der Pariser Villeggiatur sehr werthen Orte, der auch übrigens einen recht anmuthigen Aufenthalt gewährt, besonders ist sein mit Eichen und Artilleristen bepflanzter Wald sehr angenehm. Vincennes ist ein ganz militärisches Gefilde, wo die Geschützübungen die Stelle der ländlichen Vergnügungen vertreten. Wenn Aurora mit

ihren Rosenfingern des Himmels Pforten öffnet, so genießt man des Vortheils, durch einen Kanonenschuß geweckt zu werden, und Abends acht Uhr schlagen die Tambours den Zapfenstreich unter den Fenstern des ländlichen Asyls. Jeder Theil der Banlieue wird vorzugsweise gern von den verschiedenen Theilen der Pariser Societät besucht; hier haben sich die Advokaten angesiedelt, dort die Finanzleute. In Auteil haben einige Schauspielerinnen ihre petites maisons, in denen sie nach dem Theater mit großer Gesellschaft soupiren, wie in den schönen Zeiten der Sophie Arnould und der Demoiselle Duthé. Passy ist der Literatur sehr werth, denn Schriftsteller lieben gewaltig das Land, den Ort der Zurückgezogenheit und der Stille, günstig dem Nachdenken und den Arbeiten des Geistes. Poeten lauschen gern dem Gesange der Nachtigall, dem Murmeln der Bäche und dem Säuseln des Zephyrs in dem Gezweige. Novellen- und Romanenschreiber suchen frische und romantische Inspirationen bei den Lilien des Thales und bei den Tausendschönchen der Berge. Der maritime Schriftsteller siedelt sich in Charenton oder in St. Cloud an und sieht unter seinem Fenster das Dampfboot nach Melun oder Rouen vorbeirauschen. Schriftsteller auf dem Lande quartiren sich in der Regel im Wirthshause ein, ihre Villa heißt das weiße Roß oder

der goldene Hirsch. Landleben besitzt ungemeinen Reiz, besonders für den Vaudevillenschreiber, der, unaufhörlich in einer geschminkten Natur lebend, das Bedürfniß empfindet, sich an der natürlichen, ungeschminkten Natur zu erholen. Das Land bietet ihm Sittenschilderungen, die er mit großem Nutzen studiren kann, denn Scenen aus dem Hirtenleben werden auf dem Theater in der Regel gut aufgenommen. Auch Autoren, die den Winter über recht hübsche Einnahmen gehabt haben, geben sich gern dem nützlichen Vergnügen der Villeggiatur hin; außerhalb der Barrièren miethen sie ein kleines Quartier, wo sie die schöne Jahreszeit verleben und von ihren Mitarbeitern regelmäßig besucht werden. Hier werden alsdann neue Vaudevillen verfertigt, anstatt aber, wie ehemals in der guten Zeit unter Traubengehängen, wird diese Arbeit jetzt in den sandigen Feldern herumwatend unternommen. Das Landleben in der Nähe von Paris ist übrigens, der vielen Besuche wegen, sehr kostspielig. Auf dem Lande macht man wenig Umstände; man ladet sich selbst zum Essen ein, und die frische Luft verhilft meistens den ungeladenen Tischgenossen zu einem ganz vortrefflichen Appetite.

Viele Leute, große Liebhaber der ländlichen Vergnügungen, dürfen sich aber keine vollständige Villeggiatur erlauben; solche überlassen sich nur von

Zeit zu Zeit den Reizen des Landlebens und beschränken sich als gute Philosophen nur auf Landparthien. Sonntags, wenn es schön Wetter ist, was nicht immer selbst in der guten Jahreszeit der Fall ist, sieht man ganze Familien, zahlreiche und lustige Gesellschaften hinausziehen in den Wald und auf dem Grase ihr Mahl halten. Ein Diner im Grünen hat unvergleichliche Reize: man sitzt schlecht, man hält seinen Teller auf den Knieen, man speist kalt und trinkt warm, man hat in der Regel eine Hauptsache vergessen, entweder Brod oder Salz; die Flaschen zerbrochen, das Backwerk wird naß; schwere Körbe müssen im Schlepptau nachgezogen werden, aber gerade diese Verlegenheiten und Unfälle machen den Zauber der ländlichen Gastronomie aus. Ein Mittagsessen im Grase gleicht der Liebe und erhält seinen größten Reiz durch die selbst bereiteten Qualen.

Nächst dem Diner im Grünen giebt es nichts Besseres als den **Bal champêtre**. Manche Personen, die nicht gut berichtet sind, wie es in der Banlieue eigentlich zugeht und deren Phantasie noch ausmöblirt ist mit classischen Erinnerungen, die theils dem römischen Alterthume, theils den Pastoralen unseres literarischen **XVIIIten** Jahrhunderts angehören, denken bei dem Worte **Bal champêtre** an die Schäfer Virgils und an die Schäferinnen Florians, die nach den Tö-

nen der Schalmei im Schatten dichtbelaubter Buchen tanzen und mit dem zierlichsten und abgemessensten Pas den mit Blumen durchwirkten Grasteppich zertreten. Das sind aber längst veraltete Ideen; der ländliche Ball hat seine Rusticität verloren, das Klapphorn ist an die Stelle der Schalmei getreten, Handlungscommis, Studenten und Grisetten treten anstatt der Schäfer und Schäferinnen auf; die Municipalgarde wacht an der Thür, die Contretänze müssen bezahlt werden, und fünf Sous kostet per Kopf das Vergnügen, eine Viertelstunde lang herumspringen zu dürfen. So ist auch sogar in diese einfache und naive Welt die erbärmliche Geldgier und Habsucht eingedrungen! Der Bal champêtre ist jetzt nichts Anderes, als der Bal Musard außerhalb der Stadtmauern, mit allen seinen Anhängseln, Pracht und Umständen, mit seinen kühnen Tänzen und seiner betäubenden Musik, mit seinem Peitschen-, zerbrochenen Stühlen- und Pistolenschüssen-Orchester, mit seinen Liebesabenteuern, seinem Gallopungeheuer und seinen von Verhaftungen begleiteten Unsittlichkeiten. Schon oft hat ein waghalsiger Tänzer seine kühnen und abenteuerlichen Touren und Stellungen mit einer Nacht in dem ländlichen spanischen Bock in Sceaux, oder auf der pastoralen Wachtstube von Bellevue büßen müssen!

Die Jagdzeit vermehrt die Thätigkeit des Landlebens, und überschwemmt die Banlieue mit ganzen Schwärmen neuer Liebhaber. In rothen Röcken und mit Stulpstiefeln reiten die fashionabeln Jäger mit auf den glänzenden von Herrn von S... und dem Prinzen von W... gegebenen Jagden. Weniger vornehme Leute, die selbst, oder deren Freunde keine eigene Waldung besitzen, pachten eine Jagd, das heißt ein Stück Land, welches sie allein mit einem Gewehre und einem Hunde zu betreten das Recht haben, denn eine Jagd kann man wie jedes andere Ding miethen. Der Wald von Chantilly ist in mehreren Theilen an Jäger verpachtet, welche die Jagd unter gewissen Bedingungen ausüben dürfen. Nach der Größe ihres Pachtgeldes ist es ihnen erlaubt, entweder Hochwild zu schießen, oder nur die niedere Jagd auszuüben. In der Umgegend von Paris kann man leicht einige Morgen Wald zur Jagd miethen, wenn man das Geld nicht spart, häufig findet es sich aber, daß jeder Hase, wenn man nach geendigter Jagdzeit seine Rechnung stellt, auf zweihundert Franken zu stehen gekommen ist. Die Jäger, die ihr Wildpret bei irgend einem Wildprethändler kaufen, zahlen bei Weitem nicht so viel dafür.

Eine sehr interessante Sorte von Jägern bildet der Bürger, der an einem schönen Tage die Ankün-

digung liest, daß die Jagd jetzt offen sei, und nun plötzlich sich von dieser nobeln Passion ergriffen fühlt. Er läuft auf die Präfectur, löst sich einen Erlaubnißschein zum Waffentragen, den er mit fünfzehn Franken bezahlt, kommt nun voller Freude heim und spricht zu seiner Frau: — „Nächsten Sonntag gehe ich auf die Jagd.“

„Auf die Jagd? Und wohin denn, wenn man fragen darf?“

„Auf die Ebene von St. Denys. Die Ebene von St. Denys ist, wie Du weißt, das Jagdrevier des Pariser Bürgers.“

„Und mit was willst Du jagen?“

„Mit was? Curiose Frage! Mit meiner Flinte begreiflich.“

„Mit welcher Flinte?“

„Nun, mit meinem Dienstgewehre. Ich will nicht Grenadier-Korporal sein, um einzig und allein auf Wacht und Parade zu ziehen. Liebst Du Wildpret, lieber Schatz?

„Enten mit Oliven esse ich sehr gern.“

„Recht! Dann kannst Du mich mit der ganzen Familie an der Insel St. Denys erwarten, und dann wollen wir ein prachtvolles Mahl mit dem Ertrag meiner Jagd halten.“

Der Sonntag kommt, die ganze Familie reist in einem Coucou zu ihrem ländlichen und gastronomischen Feste ab. Der kühne Jäger zieht eine Blouse an und setzt eine Fuchspelzmütze auf. Sein Unteroffiziersgewehr dient als Jagdflinte, sein Grenadiertornister als Waidtasche, der Mops seiner Frau als Jagdhund. Glücklich und stolz in seiner vortrefflichen Ausrüstung beginnt er seine Jagd, und schreit an den mürrischen Mops: „Ho! Tajoh!“ Wenn er nun mehrere Stunden in die Kreuz und Queere auf der Ebene herumgezogen ist, kommt er endlich ganz abgetrieben zurück zu seiner ihn ungeduldig erwartenden Familie.

„Ein herrliches Ding um die Jagd!“ ruft er. „Ich habe fünfundvierzig Schüsse gethan.“

„Der Teufel! Das wird ein prächtiges Mahl werden. Garçon! nur den Bratspieß zurecht gemacht!“

„Nicht so, Garçon! Macht lieber die Pfanne zurecht!“

„Was bringst Du uns denn von der Jagd heim?“

„Gründlinge!“

Und nun erzählt der unglückliche Jäger, wie keine Feder in den Bereich seines mörderischen

Bleies gekommen sei, und wie er sich habe entschließen müssen, seine Jagdübung einzustellen, und das Gewehr glücklich mit der Angel zu vertauschen.

Solchergestalt wird das Landleben in der Banlieue von Paris praktisch geführt.

III.

Ein Philosoph.

Ueber Paris war die Nacht eingebrochen, die Soirée vorüber; der Lärm hatte sich etwas gelegt, die Stadt begann in Ruhe und Schlaf zu versinken. Stille herrschte überall, sogar auf dem Boulevard des Italiens, wo es in der Regel erst sehr spät Nacht wird. Der Menschenschwarm, der wenige Augenblicke früher den Raum zwischen dem Café de Paris und der Rue Grange-Batelière erfüllte, war verschwunden, und nur zwei Personen schritten langsam in den Schatten hin.

Die eine Person war ein kleiner, dicker, jovialer Mann, der in den Fünfzigern zu stehen schien. Von seinem Gesichte strahlte in gesunden Farben jene innere Zufriedenheit, jene blühende Gesundheit, die das Ergebniß sind eines tüchtigen Magens, eines soliden Vermögens und nicht zu anstrengender geistiger Beschäftigungen. Er trug einen hellblauen Frack; eine

breite Uhrkette ergoß sich über die schwarzseidene Weste, ein Diamant steckte im Jabot und eine Kamee am kleinen Finger der linken Hand, mit welcher er aus goldner Dose Tabak schnupfte. Diese glänzende Gestalt schien vollkommen glücklich zu sein. Sein Gefährte, der dem Ansehen nach ohngefähr zehn Jahre mehr zählte, war ein Mann von hoher Gestalt, mit edler und eleganter Haltung. Leicht erkannte man in ihm einen Fremden von Stande: er war ein Schwede und nannte sich Graf Stollberg.

Seit länger als dreißig Jahren hatte der Graf Paris nicht wiedergesehen, heute erst angekommen, war er sogleich in die Oper gegangen, und zufällig der Nachbar des ihn begleitenden Herrn geworden. Seit dem ersten Zwischenakte hatte dieser, der gerne sprach, eine Unterhaltung angeknüpft, dem Fremden die Chronik der Coulissen mitgetheilt, alle Geheimnisse der Oper entschleiert, und ihm von jeder Tänzerinn und von jedem der vorn an der Bühne sitzenden Dandy's eine pikante Geschichte zum Besten gegeben. Er war selbst in seinen indiscreten Mittheilungen mit seiner eigenen Person nicht sehr schonend umgegangen und so hatte der Graf erfahren, daß sein Nachbar ein Herr de la Marinière sei, ein reicher Kapitalist, ein Grundeigenthümer, der zum Deputirten gewählt werden könne, und ein Philosoph.

Auf letzten Titel, den er sich sehr gern recht häufig selbst beilegte, schien er großen Werth zu legen.

Nach dem Theater hatte Graf Stollberg seinem gefälligen Nachbar gute Nacht gewünscht, Herr de la Marinière war aber nicht gewohnt, seine Beute so leichten Kaufes loszulassen, und beschloß im Gegentheil, den Fremden zu begleiten, dessen Namen und Stand er nicht wußte. Aus einigen Aeußerungen in ihrem Gespräche hatte er jedoch zu bemerken geglaubt, daß sein Nachbar sehr begierig sei, die neuen Merkwürdigkeiten und Monumente von Paris zu sehen, und ihm daher vorgeschlagen, seinen Cicerone zu machen, und ihm unter andern die Magdalenenkirche in Mondschein-Beleuchtung zu zeigen. Lächelnd nahm der Graf dies artige Anerbieten an, und erhielt dagegen während der langen Promenade von Herrn de la Marinière eine Masse von Mittheilungen über die Verschönerungen von Paris und über die neuen Sitten, die seit dem Consulate die Physiognomie der Hauptstadt ganz verändert hätten. Graf Stollberg hörte dies Alles, ohne zu viel Langweile zu empfinden, mit an, denn, wenn auch Herr de la Marinière gerade nicht zu geistreich war, so besaß er doch eine große Menge genauer und interessanter Notizen über die Sachen und Dinge, von denen er sprach, und

sein Geschwätz war folglich für einen wißbegierigen Fremden nicht ohne einigen Werth.

Mitternacht war vorüber, als die beiden Spaziergänger sich unter den Fenstern des Jockey-Clubbs befanden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Gefälligkeit," sprach hier Graf Stollberg zu seinem Gefährten, „und bitte um die Erlaubniß, hier von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen; ich wohne in der Rue Richelieu, und will jetzt nach Hause gehen. Ich darf unmöglich länger ihre Artigkeit mißbrauchen."

„Nichts weniger!" fiel Herr de la Marinière ein, „nichts weniger! Gehen wir noch zusammen über den Boulevard. Rue Richelieu, sagten sie? das ist gerade mein Weg. Uebrigens bin ich Philosoph, und Philosophie gefällt sich in nächtlichen Promenaden."

„Von dem Manne komme ich erst an meiner Hausthür los," dachte der Graf; „glücklicherweise ist sie nicht mehr weit entfernt." So waren sie über den Boulevard gekommen. An der Ecke der Rue Richelieu blieb Graf Stollberg stehen, und als er einige Augenblicke seine Erinnerungen zu Rathe gezogen zu haben schien, fragte er: — „was ist dies für eine Ruine? Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, so stand hier vor Zeiten ein Hotel und ein Garten, den man Frascati nannte!"

„Sie haben ein gutes Gedächtniß,“ entgegnete Herr de la Marinière. „Der Garten ist schon längst verschwunden unter jenen gewaltigen Häusern, die Sie dort unten sehen. Das Hotel selbst ist halb eingerissen, und die andere Hälfte wird kaum noch einige Monate stehen. Meine Zeitgenossen, die Männer nemlich, die sich den Sechzigern nähern, beklagen sich sehr darüber, daß, Dank der Bauten, die täglich die Ansicht von Paris verändern, bald kein einziger Stein, kein Fleckchen Rasen mehr übrig bleiben wird, an das sich ihre Jugenderinnerungen knüpfen können; ich aber, als Philosoph, freue mich, diesen Garten sammt dem Hotel verschwinden zu sehen und habe meine eigenen Ursachen dazu. Frascati war übrigens bei Weitem nicht mehr, was es sonst gewesen, ein Gesetz hat mit Anfang dieses Jahres alle Spielhäuser aufgehoben.“

Eine sehr glückliche Verbesserung Ihrer Sitten. So, keine Spielhäuser mehr! Sehr gut! Vortrefflich! Spiel ist eine traurige Leidenschaft.“

„Waren Sie jemals Spieler?“

Diese Frage machte den Grafen lächeln; sein Gefährte hatte ihn aber schon an eine gewisse Indiscretion gewöhnt, deren originelle Gutmüthigkeit nicht ohne einigen Reiz war. Herr de la Marinière gab sich überdies so offen hin, sprach von allen Dingen

und von sich selbst mit so wenig Schonung und Vorsicht, daß er wohl ein vertrauliches Geständniß verdiente.

„Ja, mein Herr!" antwortete der Graf, „ich bin Spieler gewesen. Und ob gleich Ihr Philosophen behauptet, man könne sich von diesem unseligen Hange nicht losmachen, so habe ich ihn doch abgelegt. Das Mittel war aber schlimmer, als die Krankheit, denn ich verdanke meine Genesung nur einem schauderhaften Unglück!"

„Und welchem Unglück?" fragte Herr de la Marinière, der anfangs von der Zurückhaltung des Grafen in Respect gehalten, nun beherzter geworden war, als er sah, daß dessen Vorsicht nachließ.

„Ich hatte einen Bruder," fuhr Graf Stollberg fort, der mit mir die beklagenswerthe Leidenschaft des Spiels theilte. Mein Bruder, Rittmeister in einem Kavallerie-Regimente, verlor einst eine sehr beträchtliche, sein Vermögen übersteigende Summe, und glaubte sich entehrt. Dem Unglück würde er kühn die Stirn geboten haben, der Schande wich sein Muth, er schoß sich todt!... Sein Andenken durfte keine Schmach treffen; ich zahlte seine Schuld. Als diese Pflicht erfüllt war, blieb mir Nichts übrig, ich aber war gebessert, das heißt, ich war reicher als vor meinem Ruine. Eine Erbschaft setzte mich bald darauf in

den Stand, meinem Range gemäß zu leben, seit jenem grauenvollen Verluste habe ich aber nie mehr gespielt, der grüne Teppich ist mir ein Gegenstand des Abscheues geworden, und wenn ich eine Karte berührte, würde ich glauben, die Hand in das Blut meines unglücklichen Bruders zu tauchen!... Sie mögen jetzt selbst beurtheilen, ob ich mit aufrichtigem Herzen der Abschaffung des Spiels meinen Beifall zollte. Dies ist eine weise und ehrenvolle Maasregel, die Ihrem Lande viel Unheil und Verbrechen erspart."

„Auch ich gebe diesem Beschlusse meinen vollen Beifall," versetzte Herr de la Marinière, „ist es aber auch möglich, die Spielhäuser zu schließen, so kann man doch unglücklicherweise nicht die Leidenschaft ausrotten, die sie ersetzt. Am Ende des Jahres mögen Moralisten und Oekonomisten die Mordthaten zählen und die Register der Assisengerichte vergleichen... Gott gebe, daß sie jetzt ein besseres Resultat erhalten, als früher."

„Dies dürfte wohl nicht bezweifelt werden können!"

„Ich bin zu sehr Philosoph, um Ihnen zu widersprechen. Moralische Reform hat übrigens schon früher in Frankreich begonnen; das Lotto war schon längst aufgehoben."

„Daran hat man sehr wohlgethan. Vom Zufall abhängiges Glück ist immer ein gefährlicher Versucher und böser Rathgeber, der bekämpft und getödtet werden muß, unter welcher Gestalt er auch immer auftrete.“

„Ganz recht! Doch muß ich gestehen, daß meine, den Spielhäusern sehr abgeneigte Philosophie gegen die Lotterie ziemlich nachsichtig gestimmt ist. Ohne Zweifel ist diese Nachsicht eine Schwachheit, die aber vielleicht ihre besonderen Ursachen hat. Das eigentliche Spiel öffnet der Leidenschaft einen Abgrund, es bietet zu rasche, zu vielartige, stets leicht mögliche Chancen dar; Gold breitet es aus vor habsüchtigen Blicken, und verschwendet die unwiderstehlichsten Lockungen. Lotto hingegen zeigte nur eine einzige entfernt liegende und schwierige Chance, es war ein stilles, die Leidenschaften nicht aufregendes Spiel; Spielsucht vertrug sich nicht gut mit seiner Langsamkeit, seinen starren Formalitäten, seinen fabelhaften Glücksfällen. Der ungeduldige Spieler, der heißblütige Jüngling verachteten das Lotto, überließen es Thoren und den habsüchtigen Träumen alter Weiber. Wenige Leute richteten sich durch hinterlistige Amben und Ternen zu Grund; Lotto tödtete mit Nadelstichen, gleich jenen Krankheiten, an denen man im fünfundneunzigsten Jahre stirbt, und zuletzt war es

das Rettungsbrett und die Quelle von Genüssen für glückliche Phantasien, die sich gern mit Illusionen nähren. Sie haben mir eine Spielgeschichte mitgetheilt, ich will Ihnen Ihre Artigkeit zurückgeben, und Ihnen zur Unterstützung meiner Ansicht eine Lotto-Anekdote erzählen."

„Ein Mann hatte seine letzten zwanzig Sous in der Tasche, und besaß weder einen Onkel in Amerika, noch Staatsschuldbriefe, noch irgend eine wunderbare Erfindung in seinem Gehirn, das er zu zerschmettern im Begriffe stand, oder vielmehr nicht zu zerschmettern im Begriffe stand, denn er hatte in seinem Mißgeschick das Glück nicht, Geld genug zu besitzen, um ein Pistol zu kaufen. Wasser fließt aber für Jedermann, und wir besitzen Brücken genug, die dem Selbstmorde zum Fußschemel dienen, zu jener letzten von der Verzweiflung aufgeführten Parodie. Unser Mann nahm folglich seine Richtung nach irgend einer Brücke, fest entschlossen, tüchtig unterzutauchen, um glücklich zwei furchtbaren Stellen, den Netzen bei St. Cloud und der Morgue zu entgehen, und solchergestalt ein nasses Grab zu finden.

„Festen und raschen Trittes schritt er seinem Ziele zu. An der Ecke des Quai's findet er sich gerade vor einem schmalen und langen Rahmen, der fünf Zahlen in perpendikularer Richtung enthielt, und über

dem Rahmen stand, durch eine Laterne erhellt, mit schwarzen Buchstaben auf weißem Glase zu lesen: Heute ist Schlußtag für die Strasburger Ziehung!

„Diese Laterne war ein über den Klippen der Verzweiflung aufgestellter Leuchtthurm, sie war das Licht eines neuen Lebens, das glückverheißende Gestirn. Anstatt sich rechts zum Flusse zu wenden, macht unser Mann links um zum Lotterie-Bureau. Er tritt ein, wirft sein Geldstück auf das Comptoir und spricht: — „Garçon! geschwind eine Quaterne für zwanzig Sous!"

„Anstatt des Garçons reichte ihm eine sehr hübsche Frau das Verlangte, bot ihm für sein Geld vier sehr alte Nummern dar, und gab ein recht junges und frisches Lächeln noch überdies ihm in den Kauf.

„Hat man in die Lotterie gesetzt, so hofft man; wenn man hofft, so ist man nicht mehr arm, und wenn man nicht mehr arm ist, springt man nicht in's Wasser. So war folglich Hoffnung, Vermögen und Leben um zwanzig Sous in einer Lottobude erkauft worden. Nennen Sie mir eine andere Bude, wo ähnliche Waaren um gleichen wohlfeilen Preis feilgeboten werden?

„Unser Mann, der sich ersäufen wollte, ging ganz friedlich heim, um die Strasburger Ziehung abzuwarten. Warten ist das Geheimniß der Weisheit."

„Und ohne Zweifel gewann Ihr Mann richtig seine Quaterne?“ fragte der Graf.

„Wie, mein Herr, er gewann nichts weiter, als Zeit; andere Zufälle kamen ihm zu Hülfe, er wurde gerettet, und wie Sie sehen, so befindet er sich bis auf diese Stunde nicht so ganz übel, denn dieser Mann, der sich umbringen wollte, und in seiner Verzweiflung an ein Lotterie-Loos klammerte, bin ich!“

„Sie, mein Herr!.... Das würde ich niemals geglaubt haben.“

„Das ist es eben! Weil Sie mich frisch und munter sehen, weil Sie mich reich und glücklich wissen, glauben Sie freilich nicht, daß es jemals anders gewesen sein könne! Doch ist mein Leben wahrscheinlich bewegter gewesen, als das Ihrige, ich habe sehr harte Prüfungen erlebt, ich habe alle Qualen des Lebens durchgemacht, bin verlassen, verrathen, elend, ruinirt, auf das Aeußerste, kurz soweit gebracht gewesen, daß ich schon auf dem Wege war, mich in's Wasser zu stürzen! Nicht Jedermann kann dies von sich erzählen, und Sie wahrscheinlich am wenigsten?“

Graf Stollberg entgegnete nichts auf diese Frage. Herr de la Marinière fuhr also in seiner Rede zu Gunsten des Lotto fort.

„Wissen Sie wohl," sprach er, „daß der ein- und dreißigste December ein seltener und feierlicher Tag war? Der letzte Spieltag! Denken Sie sich die Menschenmenge, die sich an den Thüren der Spielhäuser drängte. Die Furchtsamsten überließen sich ohne Gefahr und Reue ihrer Leidenschaft, die heute zu Ende gehen mußte; rasende Spieler kamen mit ihrem ganzen Vermögen und versuchten mit Wuth die letzten Chancen des grünen Teppichs. Die Tische waren belastet mit Gold und Bankbillets. Mit dem ersten Schlage der Mitternacht war Alles aus; die Croupiers zerbrachen ihre Rechen, und noch gehe ich die Wette ein, daß manche Spieler, die sich niemals des Verlustes wegen umgebracht haben würden, sich jetzt umbringen werden, weil sie nicht mehr spielen können."

„Ich möchte Ihnen wohl eine Frage vorlegen, die Ihnen aber vielleicht etwas indiscret erscheinen dürfte," unterbrach der Graf des Herrn de la Marinière's Rede; „wollen Sie mir diese Frage gestatten?"

„Sie belieben Spott mit meiner Neugier zu treiben," entgegnete Herr de la Marinière, „fragen Sie aber nur zu, ich bin bereit, Ihnen zu antworten."

„Sie haben mir die besondern Ursachen mitgetheilt, die Sie veranlaßten, das Verbot des Lotto

zu bedauern, Sie erwähnten aber auch gewisser besonderer Ursachen, die Sie auf Frascati nicht gut zu sprechen machten, diese Ursachen haben Sie jedoch nicht erzählt. Dürfte ich Sie nun auch wohl meinestheils fragen, ob Sie je Spieler gewesen sind, und ob Sie nie im Spiel verloren haben?"

„Ich war nie Spieler, doch habe ich gespielt; ja, ich habe gespielt in jenem Hause, das ich verwünsche, und habe in ihm dreimalhunderttausend Franken gewonnen. Aber ich bin Philosoph, und gebe meinen Haß nicht um eine solche Summe her. Als ich jenes Geld gewann, besaß ich nichts, als wenige Goldstücke. Frascati wurde mir der Schauplatz eines großen Unglücks...., einer verrathenen Liebe! Damals war Frascati das Rendez-vous der schönen Welt, später, als ich arm geworden war, hatte sich Frascati in ein bloßes Spielhaus verwandelt. Ich gedachte des Sprüchwortes, und wollte dort das Glück versuchen, wo ich in der Liebe unglücklich gewesen war. Das Sprüchwort behielt Recht."

„Wollten Sie mir wohl die Geschichte dieser unglücklichen Liebe anvertrauen?"

„Warum nicht? Ich sehe, Sie wollen mir eine Freude machen und mir dadurch das Recht geben, die Neugier zu befriedigen, die Sie mir eingeflößt haben!" rief wohlgelaunt Herr de la Marinière.

„Aber hören Sie! es schlägt ein Uhr auf der Börse, und finge ich meinen Roman jetzt an, so könnte es leicht Tag werden, bevor ich fertig würde. Uebrigens wünschte ich doch nicht wegen des Vergnügens, das mir die Anhörung Ihrer Geschichte machen, noch desjenigen, das ich an der Erzählung meiner eigenen finden würde, eine ganze Nacht lang des Schlafes zu entbehren. Gesundheit geht allem Andern vor, das ist das ächte beste Recept eines erfahrenen Philosophen. Ein verschobenes Vergnügen ist nur um so angenehmer. Wollen Sie mir also folgen, so verschieben wir die Parthie bis Morgen. Mitten unter diesen neuen auf dem Boden des ehemaligen Garten von Frascati erbauten Gebäuden befindet sich ein Etablissement, das von der Mode angenommen worden und der Musik geweiht ist, man nennt es das Concert Musard. Kommen Sie Morgen dorthin; vielleicht finden Sie einige Erinnerungen an das alte Frascati. Ich komme, und will Ihnen alsdann meine Unglücksfälle erzählen."

„So sei es! Morgen also in Musards Concert," sprach Graf Stollberg.

Beide trafen sich am folgenden Tage an dem bestimmten Orte. — „Ein sehr schöner Saal," bemerkte der Graf, „viel Menschen und vortreffliche

Musik. Sie müssen hier viel an Ihr altes Frascati erinnert werden."

„Was sagen Sie?" rief Herr de la Marinière; „Sie sahen also Frascati nicht in der Zeit seines Glanzes, wenn Sie meinen, dies hier könne mich daran erinnern? Ach, mein Herr, welcher Unterschied! und wie ganz anders florirte das damalige Paris in Vergleich mit dem heutigen! Sie lächeln, und betrachten mich als einen ci-devant jeune homme, als einen Laudator temporis acti? Ich glaube Ihnen aber schon gesagt zu haben, daß ich Philosoph bin und mich von gewöhnlichen Betrachtungen nicht beherrschen lasse. Jahre haben keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Frage man öffentliche Urkunden, schlage man auf die schriftlichen Zeugnisse in der Sitten- und Vergnügungsgeschichte, und dann wird man sehen, ob jene Epoche, von der ich spreche, an Lustbarkeiten nicht viel glänzender, viel reicher war, als die Zeit, in der wir jetzt leben."

„Sie dürften vielleicht Recht haben," erwiederte Graf Stollberg.

„Der Verfolg der Erzählung meiner Jugendabenteuer wird Ihre Ueberzeugung vollenden. — Ich bin in Poitou geboren. In einem Alter, in dem man Freiheit und Reichthum zu würdigen versteht, sah

ich mich frei und reich; in meinem zwanzigsten Jahre verlor ich den letzten Verwandten, der mir sein ganzes Vermögen vermachte. Mit den Einkünften dieser Erbschaft hätte ich ganz ehrbar leben können, das heißt, ohne irgend Etwas zu treiben, doch hätte ich mich in diesem Falle entschließen müssen, mein Leben in der kleinen Stadt zuzubringen, in der ich meine ersten Jahre verlebt hatte. Unglücklicherweise war ich damals noch nicht genug Philosoph, um diesen von der Weisheit gebotenen Rath zu befolgen. Paris erschien meinen zwanzig Jahren und meinen Leidenschaften als das gelobte Land; ich machte folglich meine Erbschaft zu Geld und ging nach Paris. Dies geschah im Jahr 1803.

„Damals war es eine gute Zeit! Von Neuem blühete Paris auf in Ruhe, Pracht, Sicherheit und Lustbarkeiten, Ueberfluß und Heiterkeit war überall zu finden, die Vergangenheit hatte uns tüchtig genug durchgearbeitet, um glückliche Tage würdigen zu können, und so genoßen wir denn auch fröhlichen Herzens die gute Zeit. Man dachte nur an Vergnügen; täglich, stündlich hatte Paris ein festliches Ansehen. War man jung und lustig, so empfing man noch Danksagungen für seine Jugend und Fröhlichkeit, und Belohnungen obendrein. Glücklich preisen konnte sich Jeder, der im Jahr 1803 erst

zwanzig Jahre zählte! Wer von jener Zeit noch übrig ist, hat gute Erinnerungen mitgebracht aus seiner Jugend.

„Als ich in Paris angekommen war, nahm ich mir vor, gut zu leben, das hieß mit andern Worten, mir nichts zu versagen und allen Gelüsten meines Alters freien Lauf zu lassen. „Ich werde hier eben so reich sein, als in Poitou," dachte ich, „nur wird der Spaß nicht so lange dauern." — Einer meiner Jugendfreunde hatte die Provinz ein Jahr vor mir verlassen, ich fand ihn jetzt mitten unter den Stimmführern der Mode und des guten Tones wieder, und diese Herren wollten mir die Ehre erzeigen, mich in ihre Gesellschaft aufzunehmen und für meine Ausbildung Sorge zu tragen. Ich wurde also der Elite der Incroyables vorgestellt, äußerst artig aufgenommen, und es ward sogleich zu dem Werk meiner Bildung geschritten. Zuerst wurde ich um meinen Namen gefragt und antwortete ganz treuherzig, ich hieße Charles Marin.

„Das mag für Ihr Poitou ganz gut sein" wurde mir geantwortet; „Charles Marin ist ganz gewiß auch ein recht honetter Name, mit dem man in der Provinz auch schon Etwas vorstellen kann; hier aber, unter uns gesagt, und wenn Sie vollends mit einigem Erfolge in der Welt auftreten wollen, müssen

Sie einen sonorerern und poetischern Namen annehmen. Glücklicherweise ist aber diesem Fehler bald abgeholfen, Ihr Name Marin ist elastischer Natur, der sich schon einige Ausdehnungen gefallen lassen wird; wir wollen ihn also an beiden Enden verlängern und einen de la Marinière aus ihm machen. Was meinen Sie dazu? Scheint er so nicht einen bessern Klang zu haben? De la Marinière hat eine Art von aristocratischem Wohlgeruch, der in unserer Republik recht gut gefällt. Ihr Taufname muß aber ganz und gar unterdrückt und ein anderer angenommen werden, der zum bon genre gehört. Jetzt haben wir nordische Namen in die Mode gebracht, und Ihnen steht die Wahl offen unter Oscar, Fingal, oder Ossian."

„Von diesem Augenblicke an hieß ich Ossian de la Marinière. Mein Tauffest wurde äußerst lustig bei Legacque mit einem Souper gefeiert und tüchtig mit Champagner begossen. Nun adressirten mich meine Pathen an ihre Lieferanten, die baldigst die eleganteste Metamorphose mit mir vorgenommen hatten. Vermöge ihrer großen Geschicklichkeit war ich am Ende der Woche einer der auffallendsten Cavaliere in ganz Paris, und darf wohl ohne Eitelkeit behaupten, daß meine persönlichen Eigenschaften nicht wenig zu diesem glänzenden Resultate beitrugen. Jetzt

bin ich kugelrund, damals aber, Anno 1803, war ich schlank, sehr gut gewachsen, und mein Bein hauptsächlich ein wahres Muster von Vollkommenheit. Den unwiderlegbarsten Beweis liefere ich Ihnen dadurch, wenn ich Ihnen sage, daß ich für ein Paar Beinkleider nicht mehr als sechsunddreißig Franken bezahlte. Sie müssen nemlich wissen, daß man damals die Beinkleider sehr anliegend trug, und daß die Schneider nach der größeren oder geringeren Mühe, die Ihnen ein Kunde machte, sich verschiedene Preise bezahlen ließen. Diese Preise stiegen von sechsunddreißig Franken bis auf drei Louisdor, und selbst noch höher, wenn ein Individuum durch seinen ungeschickten Wuchs den Künstler in zu große Schwierigkeiten verwickelte. Dies ging so weit, daß man scherzweise einen etwas zweideutig gewachsenen Menschen wohl fragen durfte: — „Was zahlen Sie für ihre Beinkleider?"

„Um mich gänzlich in die Mode hineinzuarbeiten, und um meinem Namen einen gewissen Klang zu geben, mußte ich nothwendig ein Duell gehabt haben. Meine Freunde waren gefällig genug, mich auf diesen Mangel aufmerksam zu machen; ich versprach ihnen dagegen, diese wichtige Angelegenheit gewiß nicht zu vernachläßigen. In jener glücklichen Zeit war das Duell die einzige ernste Thorheit, aber auch die-

jenige, die man am öftersten mißbrauchte. Mein Entschluß stand fest, folglich konnte auch die Gelegenheit nicht ausbleiben. Eines Abends ging ich in's Théatre français mit dem Vorsatze, Händel anzufangen und mich am folgenden Morgen zu schlagen.

„Damals waren die Theater viel glänzender, als heutiges Tages: was wir heute noch Gutes haben, ist nichts als Rest und Trümmer jener Epoche. Anno 1803 besaß das Théatre français zu einer und derselben Zeit einen Fleury, Talma, Dugazon, Baptiste, und die Damen Contat, Mars und Mezeray. Neben diesen vollendeten Talenten hatten so eben zwei sehr bemerkenswerthe Debuts das Trauerspiel bereichert, das gesammte Publikum war zwischen beiden Debutantinnen, den Demoisellen Duchesnois und Georges gleich getheilt. Parterre und Orchester glichen einem Kampfplatze, auf dem die Parteien oft genug in's Handgemenge geriethen. Oefters habe ich gesehen, wie die Ducheniſten und Georgisten die Bühne stürmten und aus dem Palaste der Semiramis oder der Dido ihre Turnierplätze machten. Es war ein sehr hartnäckiger Kampf, der aber der dramatischen Kunst die größte Ehre machte. Ich erinnere mich noch recht gut, welche unermeßliche Wirkung Geoffroy's Abfall machte. Zuerst unterstützte der berühmte Kritiker die Duchesnois und schrieb eines

Tages in seinem Feuilleton: — „Gestern wohnte ich der Vorstellung der Phädra bei, und da begegnete mir Etwas, was ich seit vierzig Jahren nicht mehr empfunden hatte: ich mußte Thränen vergießen!“ Unerhörter Triumph im Lager der Duchénisten! Am andern Tage ging Geoffroy zur Georges über. Die härtesten, die schwersten Anklagen regneten auf den Kritiker, der, wie man behauptete, ein etwas weites Gewissen haben sollte.

Am Tage, an dem ich Händel im Théatre français suchen wollte, trat weder die Duchesnois noch die Georges auf; es wurde Hamlet gegeben und die Rolle der Ophelia von einer dritten Debutantin, der Demoiselle Bourgoing, gegeben. Im Zwischenacte erhoben sich über das Spiel der jungen und anmuthigen Schauspielerin verschiedene Ansichten. Auch ich gab mein Urtheil ab und setzte Ophelien über Phädra und Clytemnestra. Unter meinen zahlreichen Widersachern wählte ich den lautesten aus und machte meine Sache so gut, daß, als wir von Beweisen zu Beleidigungen gelangt waren, wir unsere Unterhaltung durch Austausch unserer Karten endigten und durch ein auf Morgen bei der Bagatelle verordnetes Rendez-vous. Unsere Sekundanten bestimmten, daß wir uns auf Pistolen schlagen sollten, was mir sehr einerlei war, denn ich schoß sehr

gut, weil ich mich täglich auf der Schießbahn bei Peignet übte und mit jedem Schusse das Schwarze traf. Mein Gegner erhielt eine Kugel in die Schulter.

Den Degen verstand ich nicht weniger gut zu führen. Ich hatte die Ehre gehabt, mit dem berühmten Chevalier St. Georges zu fechten, der mich mit seinem besondern Vertrauen beehrte. Kurze Zeit nach meiner Geschichte im Théatre français befand ich mich im Théatre Montansier, wo Brunet, ich weiß nicht mehr in welcher Posse, zum Entzücken des Publikums spielte. Dieses Theater war damals häufig von jungen Offizieren besucht, die sich dort auf Kosten der Bourgeois lustig machen. Ihr Hauptvergnügen bestand darin, ihre Säbel so vor den Logenthüren zu stellen, daß der Pékin sich genöthigt sah, bei'm Herein- oder Hinausgehen einen Sprung darüber weg zu machen. Auch ich sollte mich zu einem solchen Sprunge verstehen, zog aber vor, dem schlechten Spaßmacher zu verstehen zu geben, wie ich lieber seine blanke Klinge sehen, als über die Scheide hinwegspringen möchte. Er ließ sich nicht lange bitten und wir schlugen uns auf den Degen. Diesmal war das Recht auf meiner Seite, ich aber weniger glücklich als an jenem Tage, wo ich Unrecht hatte. Ich erhielt einen nicht ganz unbedeutenden Stich, der mir jedoch das Vergnügen verschaffte, eine ganze

Woche mit dem Arm in der Schlinge herum zu schlendern; ich verstand guten Nutzen von der Theilnahme zu ziehen, die ich mehreren zarten Herzen eingeflößt hatte. . .

„Bis jetzt habe ich Ihnen nichts von meinen galanten Abenteuern erzählt, und zwar geschah dies deshalb, weil ich nur mit einigen folgenlosen Plänkeleien debutirte, und mehrere Monate vergingen, bevor ich ernstlich verliebt wurde. Endlich aber erschien der Tag, wo mein Herz einer gewaltigen Leidenschaft sich öffnen sollte. Anno 1803 übten sich junge Leute in allen Exercitien, in welchen der Körper seine Kraft und seine Behendigkeit zeigen kann; die jetzigen jungen Leute begnügen sich mit den Exercitien der Nationalgarde, und eingestehen werden Sie müssen, daß in diesem Artikel der Vortheil auf unserer Seite war. Eines unserer Lieblingsvergnügen bestand im Ballspiele. Wir sammt und sonders, lauter junge Leute nach der Mode, begaben uns nach Passy, wo auf dem Rasenboden des Ranelagh unsere Parthien stattfanden, bei denen wir immer eine Menge der elegantesten Damen zu Zuschauern hatten. Ein gewandter, gut gewachsener, junger Mensch muß sich bei diesem Spiele nothwendig vortheilhaft produciren, und dies war denn auch glücklicherweise bei mir der Fall. Eines Tages, als ich mir vielen Beifall erworben hatte,

bemerkte ich unter den Zuschauerinnen ein Weib, deren Schönheit zu schildern ich nicht unternehmen will. Sie war groß, brünet, zum Entzücken gewachsen und hatte ein bezauberndes Gesicht. Aus lauter Verwunderung blieb ich ganz wie versteinert stehen, doch glaubte ich zu bemerken, daß auch auf mich ein ziemlich ermuthigender Blick fiel. Vielleicht war dies aber auch die optische Täuschung einer nur zu leicht erregten Geckenhaftigkeit. Ich suchte mich der schönen Unbekannten, die in Gesellschaft mehrerer anderer Damen war, zu nähern; auch gelang es mir, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, das fast in's Sentimentale übergehen zu wollen schien, wenn nicht ein unvermutheter Platzregen sich über Ranelagh ergossen hätte. Im Augenblick allgemeines Durcheinander, Jeder sucht sich zu retten, man springt in die Wagen, die Pferde eilen mit Windesschnelle fort. Ich suche meiner kaum begonnenen Eroberung zu folgen, sie entgeht mir aber, ich verliere ihre Spur und komme allein und wie aus dem Wasser gezogen auf dem Revolutionsplatze vor dem Gitter der Tuilerien an.

„Das war allerdings ein Unglück; Anno 1803 war ich aber nicht gemacht, um so bald den Muth zu verlieren.

„Ich werde sie wiederfinden," dachte ich, „auch besaß ich allerlei Nachweisungen, die mir ihr Auf-

finden erleichtern mußten. So hatte ich unter andern gehört, daß meine schöne Unbekannte Laura genannt wurde, — dies war schon Etwas. Allerdings war Laura damals ein sehr häufig vorkommender Name, denn alle Namen auf a wurden damals eben so von den Frauen geliebt, wie die nordischen von den Männern. Weiter hatte ich bemerkt, daß meine Unbekannte Trauer trug, daher hielt ich sie für eine Wittwe und freute mich darüber.

„Nun lag ich also im Felde und durchforschte ganz Paris nach einer schönen Wittwe, Laura geheißen. Ich trieb mich überall herum, suchte Nachrichten einzuziehen, schrieb Briefe poste restante, ließ einen halb verschleierten Artikel in das Journal des Dames einrücken, knüpfte Bekanntschaften in den elegantesten Mode-Magazinen an, durchlief Promenaden, Concerte, Theater und erfuhr — Nichts, entdeckte Nichts, nicht die leiseste Spur der schönen Wittwe. So viele vergebliche Sorgen, so viele unnütze Mühe steigerte meine Leidenschaft nur noch mehr; Laura's Bild schwebte mir überall vor Augen, und meine Liebe erstieg eine solche Höhe, daß sie gefahrbringend für meinen Verstand zu werden drohte.

„Plötzlich durchzuckte ein guter Gedanke meinen Kopf. „Trägt Laura Wittwentrauer," sprach ich, „so finde ich sie freilich weder in Concerten, noch im

Theater, und nur zufällig begegnete ich ihr im Ranelagh. Suchen wir sie an andern für ihre Lage besser passenden Orten.“ Literarische Gesellschaften waren im Jahre 1803 sehr in der Mode, die Poesie des Kaiserreichs stand in schönster Blüthe, Leute von Geschmack versammelten sich mit wahrer Lust, um Dichterwerke vorlesen zu hören. Heut zu Tage beschwert man sich über die große Menge schriftstellernder Frauen, damals aber gab es noch weit mehrere. Das Beispiel der Frau von Staël hatte einen ganzen Schwarm von Nachbeterinnen erweckt; es gab mehr von Weibern geschriebene Romane, als man lesen konnte. Eine Frau kannte kein größeres Glück, als die Ehre, in den literarischen, alle Monate von dem Athenée des arts eröffneten Preisbewerbungen einen Preis oder wenigstens eine ehrenvolle Erwähnung zu erhalten. Ich glaubte, daß auch meine Wittwe vielleicht Trost suchen dürfte in den schönen Wissenschaften, und suchte sie nun bei den Musen auf; aber auch die Musen behaupteten ein beharrliches Schweigen.

„Schon begann Verzweiflung sich meiner zu bemächtigen und mich zu den seltsamsten Entschlüssen zu treiben, als ich an einem Freitage auf der Terrasse der Feuillans... o unaussprechliche Freude!... sie wiedersah! Und noch tausendmal schöner erschien

sie meinen trunkenen Blicken! Sie war allein; sie erkannte mich, ich trat zu ihr, und keine Rücksicht, keine menschliche Macht würde mich haben zurückhalten können, ihr meine glühende Leidenschaft zu gestehen.

„Ich erfuhr nun von ihr, daß sie allerdings seit fünf Monaten Wittwe sei, daß ihr verstorbener Gatte ihr ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Franken hinterlassen habe, und daß der Gedanke an eine zweite Heirath ihr nicht zu entfernt stände. Was sie sprach, drückte sie mit unendlicher Anmuth und den geistreichsten Wendungen aus. Meine Bewerbungen schienen geneigtes Ohr zu finden, und ich durfte mich mit der Hoffnung schmeicheln, nach beendigtem Trauerjahre Laura's Hand zu empfangen.

„Wie könnte ich Ihnen mein Glück schildern? Ich sah sie täglich; sie liebte mich! Alle meine Stunden waren ihr gewidmet, sie allein verschönerte alle meine Augenblicke. Eine einzige Wolke verdunkelte einigermaßen meine Zukunft: Laura war reich, und ich, der ich thörichterweise beinahe die Hälfte meines Erbes verpraßt hatte, konnte nur ein sehr mittelmäßiges Vermögen ihr anbieten. Laura suchte durch die liebenswürdigsten Gründe meine Zweifel zu beseitigen, und um mich über diesen Punkt gänzlich zu befriedigen, wollte sie mir verpflichtet sein. Die Verwandten ihres verstorbenen Gemahls hatten mit ihr einen

Prozeß angefangen, sie ihn aber gewonnen, die Kosten desselben jedoch ihren ganzen baaren Geldvorrath aufgezehrt. Um nicht ihr Kapital anzugreifen, wendete sich Laura an mich. Mit welchem Eifer legte ich ihr Alles, was ich besaß, zu Füßen! Sie nahm es edelmüthig an, um mir dadurch das Recht zu geben, auch von ihr Alles zu empfangen; und wie bewunderte ich die ausgesuchte Zartheit, die sie immer neue Vorwände erfinden ließ, um aus meiner Börse zu schöpfen! Mit welch' reicher Erfindungskraft sind doch die Frauen begabt!

Die Trauer nahete sich ihrem Ende und mein Geld auch. Ich war Laura's Gläubiger für eine Summe von sechzigtausend Franken, sollte sie mir aber in wenigen Tagen nicht sechsmalhunderttausend zubringen? Ich flehte sie an, den glücklichen Tag festzusetzen, der alle meine Wünsche krönen sollte. — „Es hängt von Dir ab, ihn zu bestimmen," entgegnete sie mir mit der zärtlichsten Rührung. Trunken von Liebe und Freude sank ich zu ihren Füßen.

„Sogleich eilte ich, alle Anstalten zu treffen, und dachte zuerst an das Hochzeitgeschenk. Von einem meiner Freunde entlehnte ich tausend Louisdor und verwendete diese ganze Summe zu einer Corbeille, die höchst liebenswürdig angenommen wurde. Vierzehn Tage waren zu den, vom Gesetze vorgeschriebenen

Förmlichkeiten erforderlich, weil aber Alles bereits festgesetzt stand, so wünschte Laura von jetzt an mit mir auch öffentlich zu erscheinen. Wie stolz fühlte ich mich, sie aufführen zu können! Wir besuchten zusammen die Oper, das Théatre Louvois und Feydeau, wo damals Gavaudan, Elleviou nnd Madame St. Aubin glänzten. Ueberall zog Laura's Schönheit Aller Blicke auf sich, von Jedermann wurde ich beneidet. Eines Abends bat mich Laura, sie nach Frascati zu führen.

Zu jener Zeit war die Beaumonde nicht zerstreut, wie heutiges Tages. Jeder Tag hatte seine im Voraus angeordnete Verwendung, jeder Abend seinen von der Mode bestimmten Sammelplatz, und an solchen Orten war man gewiß, einander zu begegnen. So begab man sich auch alle Abende, nach beendigten Theatern, nach Frascati. Einmal in der Woche, am Donnerstage, brachte man den ganzen Abend dort zu, wo Concert und Feuerwerk gegeben wurde. Während des Winters gestaltete sich Frascati zu einem Tanz-Athenäum, wo wöchentlich zwei Bälle gehalten wurden. Am Tage, an dem ich Laura hinführte, war Ball. Die Elite der Modewelt war zugegen. Die Frauen trugen griechisches Kostüm; die am Tage nach englischer Mode gekleideten Männer legten Abends wieder französische Tracht an, den Puder abgerechnet,

der zu verschwinden anfing. Nach alten Münzen hatte man eine Frisur angenommen, die man die Drei-Kaiser-Frisur nannte, der Vorderkopf war nemlich a la Caracalla, der Hinterkopf a la Vespasian und die Seiten a la Titus arrangirt.

„Warum unterhalte ich Sie aber von dem Haarputze des Jahres 1803 in einem Zeitpunkte, wo die furchtbarste Katastrophe, die mich zerschmettern sollte, sich vorbereitete?... Ich hatte mit Laura getanzt; Andere hatten sie später aufgezogen. Einen Moment lang werden wir von dem auf dem Balle herrschenden Gewühl getrennt; ich suche sie auf, ich finde sie nirgends. Endlich wird es etwas lichter, Laura bleibt aber verschwunden. Zuletzt schlägt es drei Uhr, und kein Mensch außer mir befindet sich noch in den Salons.

Ich eile in ihre Wohnung, in mein Quartier: sie ist nicht da! — Mein Kopf schwindelt, Fieber und Wahnsinn bemächtigen sich meiner. Wo ist Laura? Ohne Zweifel entführt, eine Gewaltthat, ein Verbrechen hat sie mir entrissen; nicht entfernt kommt mir aber der Gedanke, daß treuloser Verrath mit im Spiele sein könnte. Seitdem ich mit Laura öffentlich im Theater, auf Promenaden erschienen war, hatte ich einen jungen Maler, den ich den Namen nach kannte, bemerkt, der einmal von ihr gegrüßt

worden war. Ich gehe zu ihm, frage ihn aus und erfahre, daß er Laura gemalt, und daß, während er ihr Gemälde verfertigte, sie einen jungen Fremden bei ihm getroffen habe, den er auch hätte malen müssen. Am Tage des Balles sei sie auch bei ihm gewesen und hätte dort zu dem jungen Manne gesagt: — „Heute Abend in Frascati! —“ — „Ja,“ habe er geantwortet, „die Postchaise wird also um Mitternacht an der Ecke des Boulevards bereit stehen.“

„Jetzt erkannte ich den ganzen Umfang meines Unglücks und warf großen Haß auf Frascati. Der Maler sagte mir auch den Namen des Verräthers, er hieß...

„— Lothar Graf von Stollberg!“ fiel ihm der Graf in's Wort, „und jetzt, wenn Sie wollen, will auch ich Ihnen meine Geschichte, aber nur mit zwei Worten erzählen: — „Der Graf Lothar von Stollberg bin ich!“

Einen Augenblick starrte Herr de la Marinière den Grafen ganz verblüfft an; dann reichte er ihm die Hand und sprach: — „Sehen Sie, daß ich Philosoph bin!“

IV.

Der Alterthümler.

Viel zwar, aber noch lange nicht Alles ist über Curiositäten-Liebhaber und Curiositäten-Händler gesprochen worden, denn dieser Stoff ist unermeßlich; er wechselt oder vermehrt sich durch alle Launen und alle Sprünge der jeweiligen Mode. Keine Woche vergeht, in der nicht irgend eine neue Antiquität auftaucht, oder altes Zeug aus dem Mittelalter, oder aus der Renaissance aufgewärmt wird. Ludwig XIV., die Pompadour, Ludwig XVI. sind auch schon an der Reihe gewesen, dies konnte aber nicht lange dauern, das war viel zu neu.

In diesem Augenblicke beutet der Curiositäten-Händler hauptsächlich gern unbekannte Gegenden, den fünften Welttheil, am liebsten aber noch ganz unentdeckte Inseln aus. Seit kurzer Zeit wimmelt der Quai-Voltaire von Hängematten aus Koaco, von Friedenspfeifen aus den gelben Inseln, von Leibschürzen von der Bronceküste u. s. w.

Uns sind weder die Bronceküste, noch die gelben Inseln und noch weniger Koaco anders bekannt, als dadurch, daß wir ihre Namen aus den Etiketten der Curiositäten abgeschrieben haben, die von diesen Gegenden herkommen. Der Curiositäten-Händler ist der Christoph Columbus unserer Zeiten. Ihm ist es nicht unmöglich, hundert neue Welten in einer Stunde zu entdecken, und eben so gut, wie er vorsündfluthliche Seltenheiten ausgegraben hat, kann er auch Mittel finden, dergleichen aus dem Monde kommen zu lassen. Sollte ein solcher Fall eintreten, so kann man sicher darauf rechnen, daß solche planetarische Raritäten nur um fabelhafte Preise feil sein und daß die Liebhaber dazu sich an den Magazinen vor lauter Kauflust die Hälse brechen werden.

Die Sucht nach alterthümlichen Seltenheiten muß uns um so mehr in Erstaunen setzen, als ihr Untergang unmittelbar aus dem ihr gezollten Beifalle entstehen zu müssen schien; niemals wurde aber eine Praxis erdacht, die besser eingerichtet gewesen ist als diese, um alle und jede Theorie über den Haufen zu werfen. Vom historischen und künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, gebührt den Antiquitäten ein relativer Werth, vorausgesetzt, wenn sie ächt sind; mögen sie nun aber ächt oder falsch seyn (und dieses breitet den Kreis, den sie einnehmen, in das Unend-

liche aus), so muß doch zugestanden werden, daß mit geringen Ausnahmen alte Seltenheiten oder anderer alter Trödel eben so häßlich als unbequem sind. Die Ursache davon ist sehr einfach; sie passen nemlich weder für unsern Geschmack, noch für unsere Bedürfnisse, diese zwei Haupthebel aller unserer Genüsse, die man aber unglücklicherweise mit unsern Launen und Manien vermengt.

Diese unverständige Sucht, unsere Wohnungen in Museen zu verwandeln und Sachen und Geräthe vergangener Zeiten dem jetzigen Leben anschmiegen zu wollen, kann sehr ernste und bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, dessen Wirklichkeit um so weniger angegriffen werden kann, als gar manche unserer Leser, unter dem Scheine unbekannter Namen, die in unserer Geschichte handelnd auftretenden Personen oder andere ihnen sehr ähnliche erkennen dürften.

Ein reicher und in Paris ansäßiger junger Mann bewohnte seit zwei Jahren im Sommer ein Landhaus in der Nähe von Tours und lernte in dieser Stadt ein Mädchen kennen, deren Schönheit, Rang und Vermögen ihm Heirathsgedanken einflößten. Der förmliche Antrag wurde gemacht, günstig aufgenommen und die Ehe in St. Galien feierlich eingesegnet. Weil der Sommer noch nicht vorüber war, verlebte

das junge Paar noch zwei Monate auf dem Lande und freute sich eben so wie ihre beiderseitigen Familien ihrer vollkommenen Eintracht und ihres ungetrübten Glückes.

Konnte es möglich sein, sollte sich dies Glück in Paris noch vermehren; dort sollte die junge Frau ein wahres Eldorado in einer Wohnung finden, welche das Geld, der Geschmack und die Sorgfalt ihres Gatten seit zehn Jahren auf das Köstlichste und Zierlichste auszuschmücken bemüht gewesen war. Befragte sie ihn über dies Kapitel, so verschanzte er sich in dem glücklichen Gefühle eines Mannes, der von der Wirkung seiner vorbereiteten Ueberraschung im Voraus überzeugt ist, hinter tausend halbe Geständnisse, die mehr sagten, als die genauesten Beschreibungen hätten gewähren können. Nie sprach er von seinem Hotel in Paris, ohne mit vielen Hyperbeln sein jetziges provisorisch von der geliebten Gattinn bewohntes Haus als eine Hütte, als ein Nest zu schildern, obgleich es von dieser recht hübsch und angenehm gefunden wurde.

Der große Tag brach endlich an; die junge Frau verließ ihre Heimath und ihre Eltern, wie eine neue Königin, die in ihre neuerwählte Hauptstadt einzieht. Ein erfahrener Kammerdiener war mit dem offenen Befehle, Alles in Ordnung zu setzen, vorausgesendet

worden, eigentlich aber in der Absicht, Alles zur Einführung der jungen Gebieterin vorzubereiten, damit in der unumgänglich nothwendigen Toilette der ihr bestimmten Zimmer ja nicht das Mindeste fehle, wenn sie am Arme ihres Gemahls ihren feierlichen Einzug halte.

Als dieser aber endlich stattfand, begann eine Reihenfolge von Ueberraschungen und Mystifikationen, von Abscheu und Schrecken, die unmöglich im Einzelnen erzählt werden kann. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Dame jung und hübsch war, daß heißt mit andern Worten elegant und kokett; daß sie reich war, das will sagen, sie liebte Pracht und Glanz, die das Gemüth eben so ansprechen wie die Augen, und endlich, daß sie aus Tours gebürtig war, womit wir sagen wollen, sie setzte den besten Theil des Glückes in ein comfortables und angenehmes Leben. Ihr Gatte hingegen war fast närrisch versessen auf Antiquitäten, und meinte, das höchste Glück bestehe in der Entdeckung und in dem Besitze alles dessen, was mehrere Jahrhunderte alt sei. Die alterthümlichen Seltenheiten Egyptens und Roms wurden von ihm beinahe abgöttisch verehrt; hundert Stunden hatte er zurückgelegt um eine ächte Mumie oder um eine im Herkulanum ausgegrabene Vase. Sachen aus dem Mittelalter waren das Neueste, das er gelten

ließ, und Kunstprodukte wilder Länder duldete er nur wegen ihrer Seltsamkeiten. Das von ihm seiner Gattin dargebotene Eldorado war folglich ganz nach solchen Ideen und in solchem Geschmacke möblirt und geschmückt.

Nun denke man sich die Entzauberungen der armen Frau! Sie begannen schon im Vorgemach, steigerten sich von den Salons zu den Wohnzimmern und endigten erst am Schluß der ganzen Wanderung, wobei der als Cicerone dienende Ehegemahl sich eifrigst angelegen sein ließ, alle Particularitäten auf das Genaueste zu schildern. Die ersten Pièçen waren vollgestopft mit einem Durcheinander von Malereien, Sculpturen, Säulenschäften, Ungeheuern von jedem nur denkbaren Stoffe, kurz mit jenen alterthümlichen form- und bedeutungslosen Gegenständen, die von Amateurs nur deswegen geschätzt werden, weil sie mit nichts Anderem Aehnlichkeit haben.

Das Uebrige war nicht weniger greulich anzusehen, aber auch eben so wenig zu brauchen. Es bestand aus Etagèren und Büffets für Riesen verfertigt, an welchen die jetzige Generation, nur wenn sie auf Stühle stieg, hinaufreichen konnte; aus Tischen von gleichen Dimensionen und ähnlichen Sesseln; aus Vorhängen, bestimmt aus Tag Nacht zu machen, aus

ungeheuren Truhen, aus Guéridons und Consolen von Teufeln und Larven getragen u. s. w.

Die junge Frau ließ nicht gleich den Eindruck merken, den alle diese Curiösitäten auf sie machten, so lange sie den ostensibeln Theil des Hauses, der so ziemlich für Jedermann zugänglich ist, durchschritt; als sie aber ihr eigenes Gebiet betrat, ihr Schlafgemach, ihr Boudoir, ihr Toilettenzimmer, — jenes dreifache Muschelhaus des Weibes, in welchem um sie herum die wichtigsten Sachen ihres Lebens sich gruppiren, — da vermochte sie bei dem Anblicke einer Art von Grabgewölbe, das ihr zur eigenen Wohnung vorbehalten war, einen Aufschrei des Schreckens nicht länger zurückzuhalten.

Urtheile man aber selbst! Drei Gemächer, nur mäßig erhellt von gothischen, durch gemalte Scheiben aller Farben noch düsterer gemachten Fenstern, die, um das durch sie hereinfallende Licht noch mehr zu dämpfen, mit schweren und dicken dunkelgrünen alten Damast-Vorhängen verhängt waren; Thüren und Sessel mit gleichem Stoffe beschlagen und von schwarzem Holze eingefaßt; an den Wänden alte niederländische Ledertapeten, deren Silberverzierungen nur dazu dienten, die braungrünliche Grundfarbe um so mehr hervortreten zu lassen; in der Mitte so guter Umgebungen eine alte Truhe, eine Tafel, ein Betpult

von Ebenholz, ein eben solches auf einer drei Stufen hohen Estrade stehendes, und wie ein Katafalk auf allen vier Seiten mit Vorhängen von der oben genannten heitern Farbe drapirtes Bett! Wir lassen hier unerwähnt die Handleuchter, die Weihkessel, die Rosenkränze, die Reliquienkästchen und die Menge anderer zum Ganzen passenden Dinge. Alles war so greulich schön, daß die Dame bestimmt in Ohnmacht gesunken sein würde, hätte sie nur irgend einen für sie passenden Sessel finden können... Ihr Gatte half ihr endlich auf einen kolossalen Stuhl hinauf und fragte hierauf besorgt, wo es ihr fehle?

„Wo es mir fehlt?“ antwortete sie endlich losbrechend; „ist denn dies Toilettenzimmer nicht etwa ein Oratorium, dies Boudoir eine Kapelle und das Schlafkabinet eine Gruft?“

„Eine Gruft! Ludwigs XI. Zeitalter in vollkommenster Reinheit, eine Sache, die mir fünf Jahre schwere Mühe und Nachforschungen gekostet hat!“

„Ich bin höchlichst darüber betrübt, aber eine solche Beleuchtung macht mich wachsgelb, und dies schwarze Holzwerk, diese dunkeln Tapeten verursachen mir Furcht und Angst. Will man schlafen oder sich niedersetzen, so muß man mit Leitern auf das Bett oder auf die Stühle klettern. Und jene Tapisserie ist ein Bahrtuch. In acht Tagen bin ich hier eine Leiche.“

„Ganz recht! ganz recht!“ bemerkte, sich in stiller Freude lächelnd die Hände reibend, der Gemahl. „Die erste Wirkung, die ich erwartete. In ganz kurzer Zeit werden sich Deine Augen schon daran gewöhnen und Alles prächtig finden.“

„Prächtig! das will ich zugeben; aber düster, grabähnlich, und unbrauchbar obendrein!“ und diesen letzten Gedanken, als am leichtesten zu beweisen, festhaltend, fuhr sie hitzig fort, „auch sehe ich hier, mein Freund, keinen einzigen Spiegel, keine einzige Uhr!“

„Uhren gehören nicht in den Geschmack dieser Zeit,“ entgegnete der Kenner; „hier hast du aber eine Sanduhr.“

Schaudernd fuhr die Dame zurück vor diesem Geräthe, welches der Tod mit seiner Knochenfaust emporhielt und mit seiner Sense unterstützte....

„Spiegel würden ein eben so großer Anachronismus gewesen seyn,“ sprach der Gemahl weiter. „Hier hast du Alles, was die Geschichte erlauben kann.“ Mit diesen Worten reichte er der Gattin einen kleinen venetianischen Spiegel, in dem sie gerade die Hälfte ihres Gesichtes sehen konnte.

Gleiche Erörterungen erhoben sich bei jedem einzelnen Stück des Ameublements. Die Frau wollte schlechterdings in ihrem Zeitalter leben, der Mann

beharrte aber hartnäckig darauf, sechshundert Jahre älter zu bleiben. Die Folge davon war, daß sie am Abend sich eben so sehr geärgert und im Zwiespalt einander gegenüber saßen, als sie bis jetzt heiter und verträglich in ihrer Ehe gelebt hatten. Die nächsten Tage führten neue Händel herbei, die natürlich in ernstere Verdrießlichkeiten ausarten mußten. Der eine Theil kämpfte für sein eingebildetes, der andere für sein wirkliches Glück; keiner gab nur im Mindesten nach.

So verlangte z. B. die historische Treue, daß das Gemach des Abends mit farbigen Kerzen erleuchtet würde, daß aus ungeheuren Humpen getrunken, auf gothischen Bänken (daher begreiflichermaßen das Wort Bankett sich herleitete) an die Tafel gesessen und das Fleisch mit Lanzeneisen geschnitten und in altem, mit allem Gewürm der Schöpfung, in erhabener Arbeit verziertem Porzellan aufgetragen werden mußte. Ein ander Mal wurde in einem egyptischen Saale gebadet zwischen einem Krokodill und einer Mumie, unter Sphynxen mit Menschenköpfen und andern hieroglyphischen Ungethümen. Eines Morgens sogar erschien der Hausherr selbst als lebendige Curiosität und besuchte seine Frau in einem Gewande aus dem vierzehnten Jahrhundert, in Beinkleidern, wo jedes Bein eine andere Farbe hatte, in Schnabelpantoffeln und einer spitzen Mütze.

Als nun die junge Frau durch alle mögliche Mittel ihren Gatten vergeblich zu bessern versucht hatte, sah sie leider, daß er seine Raritäten wenigstens eben so sehr wie sie selbst liebe und daß ihr folglich keine andere Wahl bleibe, als entweder gänzlich mit ihm zu brechen, oder aus lauter Aerger die Schwindsucht zu bekommen. Sie entschloß sich zu Letzterem und befand sich nach Verfluß eines Jahres glücklicherweise so schlecht, daß ihr Vater einen Besuch bei ihr für sehr nothwendig hielt. Ungeachtet der ehelichen Zwistigkeiten sah sie doch ihrer nahen Niederkunft entgegen, als der ehrliche Touraïner anlangte. Leicht kann man sich seine Verwunderung denken, als er die seltsame Behausung seines Schwiegersohnes erblickte. In kurzer Zeit verstand er, woher die Traurigkeit seiner Tochter und die Veränderung in ihrem Hauswesen herrühre, doch schmeichelte er sich, den Antiquitäten so sehr liebenden Schwiegersohn zu gesunden und vernünftigen häuslichen Ideen dadurch zurückzuführen, wenn er ihm vorschlüge, eine andere Wohnung zu nehmen und sein jetziges Haus als Museum nebenbei zu behalten. Mit großer Entrüstung wurde jedoch dieser Mittelweg verworfen, und weil er jetzt allein gegen zwei zu kämpfen hatte, wappnete sich der Gemahl mit doppelter Starrköpfigkeit. So geschah es denn, daß die wegen der Nie-

herkunft seiner Gattinn mit einer Tochter auf einige Zeit unterbrochenen inneren Feindseligkeiten furchtbarer als je wieder aufloderten, als der Name, den die Neugeborene erhalten sollte, zur Sprache kam. Der Großvater, der Ernst hieß, wünschte als Gevatter, daß sein Pathchen Ernestine genannt werden sollte; auch die Mutter war gleicher Ansicht, weniger wohl aus Vorliebe für diesen Namen, als aus Antipathie gegen den Namen Jolantha, den ihr Mann gewählt und mit tyrannischer Hartnäckigkeit durchzusetzen trachtete. Der Zank wurde so heftig, daß die junge Mutter beinahe eine Gehirnentzündung bekam und der Schwiegersohn den Schwiegervater ersuchte, nach Tours je eher je lieber heimzureisen und nach seiner eigenen Haushaltung zu sehen. Sein Wille geschah und das Kindlein ward richtig Jolantha getauft.

Der ehrliche Tourainer hatte inzwischen doch in dem Gatten seiner Tochter wohl einen eingefleischten Alterthumsnarren, keineswegés aber einen bösartigen Menschen erkannt und hoffte folglich immer die Sachen noch zu einem guten Ende leiten zu können. Unglücklicherweise erblickte er jedoch kein anderes Mittel zu Wiederherstellung des Friedens, als wenn die Elemente des Krieges selbst zerstört würden, und seine Betroffenheit war folglich nicht gering, als seine auf das Aeußerste getriebene Tochter ihm in einem Briefe

den traurigen Entschluß ankündigte, Paris verlassen zu müssen. In seiner Antwort bat er sie dringend, sich nur noch so lange in Geduld zu fassen, bis er seinen Plan in Ausführung gebracht hätte, der dahin ziele, die Quelle ihrer Leiden mit einem Schlage zu endigen.

Die junge Frau wartete also geduldig, und als sie eines Abends mit ihrem Gatten von einem Ausfluge in das Versailler Museum zurückkam, fanden beide anstatt der Wunder ihrer gothischen Wohnung einen Haufen von glühenden Trümmern...

Narren werden am besten mit eiskaltem Wasser kurirt, der Tourainer hingegen hatte seinen Schwiegersohn mit Feuer behandelt und sich des guten Erfolges seines Feuerwerkes zu erfreuen.

Der Gemahl war durch einen wirklichen Verlust von fünfzigtausend Franken, den er aber zu einer Million anschlug, glücklich genesen, und in einer geschmackvollen Wohnung des neunzehnten Jahrhunderts, die aber weit wohlfeiler war, hat die Gattin jetzt Friede und Glück mit allen Bequemlichkeiten des Lebens gefunden. Er, weit entfernt, die wahre Ursache seines Unglücks zu ahnen, zu welchem Geheimniß sein Schwiegervater und ein Mitschuldiger allein den Schlüssel besitzen, tröstet sich so gut er kann mit den wenigen Trümmern seiner Sammlung, die er in seinem

Kabinet aufgestellt hat und spärlich vergrößert durch einige neue Erwerbungen, die stets seltener aufzutreiben sind; sie hat ihrem Gemache, gleichsam als Buße für das Vergangene, ein allerliebstes Kabinet à la Pompadour angefügt.

So weit kann die Raritäten-Manie führen. Verdiente ein solches Kapitel nicht Platz unter den Sittenschilderungen unserer Zeit?

Die Sucht nach Alterthümern verdankt aber dem blinden Glauben der Liebhaber nicht allein ihre unerklärliche Dauer, die Geschicklichkeit, die Pfiffigkeit der Leute, die mit solchem Trödel handeln, nimmt hierbei auch eine bedeutende Stelle ein. Wir geben in folgenden Zeilen Bericht von einem Streiche, den einer dieser guten Gesellen erst vor ganz kurzer Zeit aussann, um sich eine Sammlung italienischer Bilder zuzueignen. Der Raritätenhändler neulich ist jetzt auch Kunstkenner geworden, der seinen Commerz über alle Kunstgegenstände erstreckt, und zwar macht er in neuester Zeit mit alten Gemälden seine besten und pfiffigsten Geschäfte.

Ein ehrsamer Rentier aus dem Marais erbte durch den Tod eines Verwandten, eines ehemaligen Obersten der italienischen Armee, sechs bewiesenermaßen von Titian, Paul Veronese, Leonardo da Vinci und Guilio Romano verfertigte Gemälde.

Der würdige Mann sah sich durch diesen unerwarteten Reichthum in doppelte Verlegenheit gesetzt, einmal, weil er den Werth seiner Bilder, ohne ihn zu kennen, wohl ahnete, aber nicht wußte, wie er es anzufangen habe, um ihn der Wahrheit gemäß zu erfahren und sie zu verkaufen, und dann nahm er wieder Anstand, sie wegzugeben, aus Furcht, sie möchten in andern Händen Veranlassung zu sündhaften Gedanken oder anderem Scandale geben. Alle sechs Tableaux, mythologische oder profane Gegenstände darstellend, wimmelten von Männern, Frauen und Kindern, deren einzige Kleidung in Blumenkränzen auf den Köpfen bestand. Diese Schildereien mochten wohl dem Oberst des Kaiserreichs recht gut behagt haben, den Bewohner des Marais, einem Hauptjansenisten und Kirchenpfleger seiner Pfarrei seit zehn Jahren, gereichten sie aber nur zu sehr geringer Erbauung.

Unterdessen beschloß er doch, einen Kunsthändler und einen Maler kommen und seine Gemälde schätzen zu lassen. Der Künstler, der auf der Stelle Helfershelfer des Commercianten wurde, schlug sie im Interesse seines Compagnons auf zwanzigtausend Franken an, obgleich er in seinem Innern überzeugt war, daß sie recht gut sechzigtausend Franken werth seien. Wenig befriedigt durch ein solches Gebot, entschloß

sich der Besitzer dieser Bilder, sie in öffentlicher Auction zu verkaufen, die er zu Ende der Woche, wie er bekannt machen ließ, halten wollte.

Die beiden Verbündeten gingen sehr ungehalten über ihr Geschäft fort, als der Rentier den Künstler wieder zurückrief. Seine Bedenklichkeiten wegen der auf den Gemälden befindlichen Darstellungen stiegen von Neuem in ihm auf, als er die verbindlichen Lobeserhebungen des Künstlers vernahm, die dieser sehr freigebig an gewisse Umrisse und Formen verschwendet hatte.... Jetzt war von ihm ein vortreffliches Präservativ gegen alle die leichtfertigen und bösen Gedanken aufgefunden worden, die in der Zukunft durch die gedachten Umrisse und Formen erweckt werden konnten.

„Mein Herr," sprach er zum Maler und führte ihn wieder vor die Gemälde, „Sie sind Maler, daher will ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen, um diese Bilder übermalen zu lassen."

„Wie! sie übermalen lassen!"

„Ja, mein Herr, und zwar aus Ursachen, die Ihnen auseinander zu setzen, sehr überflüssig sein dürfte. Solche Bilder sollen von mir nicht in andere Hände übergehen, ohne daß wenigstens die auf ihnen befindlichen Personen anständige Gewänder angelegt haben."

Ziemlich lange kämpfte der Künstler zwischen edelm Unwillen und einer ihm fast das Herz abdrückenden Lachlust. Als er endlich in der dem Besitzer solcher Schätze schuldigen Achtung einen Ausweg fand, machte er ihm bemerklich, wie es wohl besser sein dürfte, die Gemälde lieber zu behalten, als sie zu verderben.

„Mögen sie bei mir bleiben, oder in andere Hände kommen," entgegnete der Jansenist, so will ich, daß sie…"

„Purificirt werden," fiel ihm der Maler in's Wort mit einer gewissen nicht zu unterdrückenden Ironie.

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde," entgegnete kalt der Rentier, sagen Sie also, ob Ihnen mein Antrag gefällt."

Von Liebe zu seiner Kunst begeistert, versuchte der Künstler dem barbarischen Kirchenpfleger zu beweisen, wie sehr er sich selbst schade, wenn er den Meisterwerken, die er ja doch verkaufen wolle, allen Werth nehme, dieser aber beharrte immer hartnäckiger darauf, seinen eigenen Nutzen seinem Gewissen zu opfern, und als er sah, daß sein Gegner, zum letzten Mittel greifend, ihm die schwierige Operation vorstellte, erklärte er in heiligem Eifer, daß er seine Bilder verbrennen würde, wenn sie nicht übermalt werden könnten.

Dieser Vorsatz brachte den Künstler zum Entschluß. „Ich werde auf diese Art doch wenigstens die Köpfe retten,“ dachte er, und ergab sich in seine Nachrichterrolle.

Er ging fort, traf auf der Straße den ihn erwartenden Kunsthändler, erzählte ihm den grausenvollen Beschluß des Rentiers, und kam in einer Stunde mit Pinsel und Palette zurück.

Nach dreitägiger, unter beständigen von der Verschämtheit des Jansenisten diktirten Anordnungen anstrengender Arbeit waren alle Figuren auf den sechs Gemälden sehr anständig bekleidet. Röcke von allen Farben verhüllten die weiblichen Gestalten vom Kopf bis zu den Füßen; Tunica's und Mäntel die Männer, sogar die Kinder hatten weiße Hemdchen angezogen, oder waren unter Wolken verborgen. Nach vollendeter Arbeit empfing der Künstler sogleich seine Belohnung, die Auction wurde aber um eine Woche verschoben, damit die Purifikation der Bilder unauslöschbar bliebe.

Den Hurrah von Witzen und Verwünschungen, von Lärm und Gelächter, welche die Ausstellung der Gemälde an ihrem Verkaufstage empfing, kann man sich leicht vorstellen. Die meisten der Liebhaber, die von der Ankündigung herbeigelockt worden waren, gingen wüthend fort bei'm ersten Blick auf die den

Bildern zugefügte schändliche Entweihung; während aber eine ganze Schaar Künstler dem Besitzer ein Charivari improvisirten, schlug man alle sechs Tableaux demselben Kunsthändler für zehntausend Franken zu, der vierzehn Tage früher zwanzigtausend für sie geboten hatte.

Einige Tage später versammelte ein Mann auf dem Quai M... alle Vorübergehenden um sich durch sein verrücktes Geschrei und seltsames Betragen, dem er sich vor den Schau-Fenstern eines reichen Magazins von Kunstsache und Raritätskram überließ. Dieser Mann war unser Rentier aus dem Marais, der so eben seine sechs Gemälde wieder erkannt hatte, mit allen ihren Figuren, die aber jetzt eben so wenig bekleidet waren, wie von Anfang an.

Der Kunsthändler hatte dem Maler die Idee und die Mittel an die Hand gegeben, den anstößigen Personnagen Gewänder von Wasserfarben zu machen; einige wenige Striche mit einem nassen Schwamme gaben ihnen ihren ursprünglichen Glanz zurück.

Der Jansenist hielt das Ganze für ein Werk des Teufels, kehrte sogleich von den Boulevards heim, und legte sich schwer erkrankt in's Bette, von dem er erst spät wieder erstand.

V.

Der Missisipi.

Kurze Zeit darauf, als die Regentschaft die Zügel der Regierung Frankreichs gefaßt hatte, ließ sich Graf Vernon, ein Edelmann aus der Provinz in Paris nieder, wo er seinem Vermögen, das aus dreißigtausend Livres jährlicher Einkünfte bestand, gemäß lebte. Die Freunde des Grafen hatten ihm den Beinamen „der Philosoph" gegeben, weil er nicht lebte, wie damals alle Welt, dem Laster nur mäßig fröhnte, und nicht mehr ausgab, als er einnahm. Graf Vernon, der das Originelle liebte, fühlte sich durch den Titel „Philosoph" nicht wenig geschmeichelt. Zu jener Zeit gab es übrigens in der aristocratischen Welt ein einfaches Mittel, um für ein Original zu gelten, und sich vor dem großen Haufen auszuzeichnen, es bedurfte dazu nichts weiter, als nur einigen äußern Anstand zu beobachten und seine Liederlichkeit nicht gar zu offen zur Schau zu tragen. Ohne nun

gerade ein Cato zu sein, oder wie ein Einsiedler zu leben, besaß der Graf doch Tugend genug, um sich im Spiele nicht zu Grund zu richten und mit seinen Ausschweifungen nicht zu prunken, und ob er gleich großen Werth auf seine vornehme Geburt legte, auch sehr gern am Hofe des Regenten würde gesehen worden sein, so hatte er sich doch nie an demselben vorstellen lassen und zwar unter dem Vorwande, er liebe keineswegs die im Palais-Royal herrschende leichtsinnige und ausschweifende Lebensart. Inzwischen ging die Philosophie des Grafen doch nicht so weit, daß sie ihn hätte verhindern können, sich sterblich in eine Actrice des italienischen Theaters, Namens Sylvia, zu verlieben.

Einst, im Februar 1720, gab der Graf einigen guten Freunden in seinem in der Rue St. Dominique gelegenen Hotel ein Souper.

„Ich muß um Entschuld'gung bitten, Ihr Herren," sprach er zu seinen Gästen, als man sich zur Tafel setzte. „Ich hatte Euch für heute Abend die Gesellschaft einer artigen Frau verheißen, wenn ich aber mein Wort breche, so wollen Sie mich lieber beklagen, als Händel deshalb mit mir anfangen. Ich hatte zu viel versprochen, verzeihet also eine solche Unbesonnenheit einem Manne, der in galanten Abenteuern wenig Erfahrung hat."

„In diesem Kapitel,“ entgegnete der Chevalier X., „haben die Weisen gleiches Loos mit den Narren. Donna Sylvia spielt also immer noch die Grausame?“

„Redet mir nicht mehr von ihr! Mit ihr ist's aus. Das Weib hatte mich behext, von jetzt an aber kehre ich zurück zu meiner Weisheit und meiner Philosophie.“

„Das ist eine sehr praktische Vorsicht für heute Nacht, mein guter Graf; Morgen aber bist Du ärger verliebt, als je; unterdessen aber erzähle uns Dein Mißgeschick, dies wird Dir als Philosoph gewiß nicht viel Ueberwindung kosten.“

„Von Herzen gern. Zuerst also müßt Ihr wissen, daß, so oft ich auch im Begriffe war, das Ziel meiner Wünsche bei dieser .... Kokette zu erreichen, ich stets auf einen Nebenbuhler stieß, der mich ausstach.“

„Das kann den rechtschaffensten Leuten begegnen.“

„So lange ich mit vornehmen Nebenbuhlern zu thun hatte, faßte ich mich in Geduld.“

„Wirst Du sie uns nennen?“

„Ganz gewiß. Das erste Mal war es der Abbé Dubois.“

„Dagegen läßt sich Nichts einwenden; die Rechte der Kirche müssen respectirt werden.

„Das zweite Mal war es der Prinz Condi.“

„Der große Herr hat stets die Vorhand.“

„Dann kam ein reicher Finanzier, der Name ist mir entfallen.“

„Das goldene Kalb ist der Götze vieler Theaterprinzessinnen, und Du, als Philosoph, mußt alle Glaubensmeinungen achten.“

„Nach dem Geldsack kam der Graf Horn.“

„Der Teufel! jetzt wird's immer besser. Der Graf stammt aus einem großen Hause, aus königlichem Blute, aber er ist arm, wie eine Kirchenmaus, und lebt wie ein gemeiner Taugenichts in Compagnie mit einigen Galgenschwengeln, die seine einzige Gesellschaft ausmachen, was ihn übrigens nicht hindern soll, gar manche vornehme Liebesabenteuer zu haben. Ein Gesell, der in die Fußtapfen des Regenten tritt, darf sich wohl erlauben, auch Dir in den Weg zu laufen.“

„Gerade das dachte ich selbst, und Graf Horn wurde auch in die Amnestie mit eingeschlossen. Nun kam aber Einer, der weder Abbé, noch Prinz, noch Graf und nicht einmal ein Geldsack, sondern nichts mehr und nichts weniger ist, als so ein Strohjunker, ein Landfahrer, ein Herr von Habenichts, Marivaux genannt. Kennt ihn Jemand von Euch?“

„Nicht von Weitem!“

„So ein Herr von Marivaux, der in die Welt mit keinem bessern Passe eingetreten ist, als mit einem an Frau von Tencin gerichteten Madrigal. Ist es nicht zum Todtschießen, sich von solchen Leuten die besten Bissen vor dem Munde wegfischen zu sehen? Ach, besten Freunde, wir leben in einer sauberen Zeit!“

„Ja, das wissen wir leider selbst nur zu gut! Und dies Herrlein hat Dir die unvergleichliche Sylvia weggeschnappt? Das ist ein scheußlicher Unstern.“

„O ich möchte nur gleich auch aus der Haut fahren; diese letzte Mystifikation würde mich aber gewiß nicht betroffen haben, hätte Labranche meine Befehle besser befolgt.“

Labranche war zugegen und wartete auf.

„Wie so?“ fragte einer der Gäste; „Labranche, der so lange bei'm Marquis von L. war, weiß nicht mehr, wie man eine solche Geschichte durchführt? In Deinem Dienste, lieber Graf, wird er wahrscheinlich ganz eingerostet sein.“

„Der Schlingel ist unausstehlich und unglaublich nachläßig, und hätte bei dieser Gelegenheit hundert Prügel verdient, die er auch ganz gewiß bekommen haben würde, wäre ich nicht Philosoph.“

„Ich kann einen Eid ablegen,“ fiel Labranche ein, „daß ich gewiß meine Schuldigkeit gethan,

und die Befehle des Herrn Grafen pünktlich befolgt habe."

„Und wer erlaubt Dir, hier in meiner und dieser Herren Gegenwart den Mund aufzuthun?" schrie der Graf ganz wüthend.

„Ich will meinen Ruf nicht einbüßen."

„Nochmals!... Im Augenblick schweige, unverschämter Kerl!"

„Ich suche mich nur zu rechtfertigen."

Auf das Aeußerste gebracht, warf der Graf seinem raisonnirenden Kammerdiener seinen Teller an den Kopf; seiner aufbrausenden Hitze sich aber schämend, faßte er sich wieder und sprach ganz gelassen: „Der Spitzbube wird mir mit seinem Raisonniren noch mein ganzes Service zerbrechen!"

Wie wir gesehen haben, so gehörte Geduld nicht unter die Zahl der vom Grafen Vernon ausgeübten Tugenden. Mit der möglichst größten scheinbaren Unterwürfigkeit und Reue ertrug Labranche diese Mißhandlung, der böse Feind kam aber deswegen doch nicht zu kurz. Der an den Kopf geworfene Teller gehörte allerdings zu denjenigen Beweisführungen, denen ein Diener keine Replik entgegensetzen kann, denn die Logik der Livrée hat streng markirte Grenzen. Labranche behielt also nur die Hoffnung auf Rache.

und eine solche bei schicklicher Gelegenheit zu nehmen, das war es, was er sich selbst heilig versprach.

„Soll ich Dir offen meine Meinung sagen,“ fuhr Chevalier X. zum Grafen fort, „so muß ich Dir bemerken, daß Labranche allerdings einigen Antheil an der Schuld hat, wenn Deine Angelegenheiten bis jetzt keinen bessern Fortgang gehabt haben, doch hast Du Dir selbst auch Fehler vorzuwerfen. Du hast nicht Aufwand genug gemacht. Weiber, wie Sylvia, müssen geblendet, bezaubert werden, für sie hat die Mythologie, ein Buch, aus dem man manchen guten Rath holen kann, die Fabel von Jupiter und Danäe erdacht. Einiger Regen ist nothwendig, um schönes Wetter in den Herzen hervorzubringen. Das hättest Du überlegen sollen, wenn Du Dich in den Himmel des italienischen Theaters versteigen wolltest.“

„Da hast Du ganz recht! ich aber hatte keine Lust, mich zu ruiniren. Meine Leidenschaft hat noch keinen so hohen Grad von Thorheit erreicht.“

„Dich zu ruiniren! wenn man weiter gar nichts zu thun hat, als sich umzubücken, um Millionen vom Boden aufzuraffen! Jedermann muß zugestehen, daß Du, bester Graf, eine seltene Sorglosigkeit besitzest und mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen bist! Du trägst Deinen Philosophenmantel nicht auf den Schultern, sondern auf dem Kopf,

und zwar so, daß Du nicht im Geringsten siehst, was um Dich herum vorgeht. Weißt Du denn nicht einmal, daß es auf unserm armen Erdball ein Law'sches System giebt, das eine wahre Goldgrube ist? Nichts ist heutiges Tages leichter, als sein Vermögen zu verhundertfachen. O, hätte ich nur mein Vermögen noch nicht durchgebracht, so wäre ich jetzt ein grundreicher Mann und könnte im Golde schwimmen.

„Und wir Alle auch!" jammerten im Chore die anderen Gäste; „wir haben uns zu sehr beeilt, fertig zu werden; wer Teufel konnte aber voraussehen, daß es so kommen würde!"

„Dies System, das Jedermann bereichert," setzte der Chevalier hinzu, „saugt uns vollends aus, uns, die wir Nichts mehr haben, denn Geld ist so theuer geworden, daß man es nicht mehr auftreiben kann; es hat so stark und unaufhaltsam den Weg in die Rue Quincampoix eingeschlagen, daß wir auch nicht das kleinste Nebenbächlein zu uns leiten können. Jetzt ist's nicht mehr möglich, Schulden zu machen; kein Mensch leiht Geld aus, kein Mensch speculirt mehr auf Verschwender, sondern nur auf den Mississipi. Du aber, Du bist reich, Du darfst nur wollen; Du kannst Dein Vermögen zu baarem Gelde machen, Deine Güter verkaufen und Actien von der Bank

einhandeln. Amerika mit allen seinen Schätzen liegt offen vor Dir, in Deiner Hand, und Du willst Dein Glück nicht benützen?"

Damals, unter der Regentschaft, hatte die Agiotage, die angebetete Gottheit unserer Tage, in Frankreich eben erst ihren Thron aufgeschlagen, zu jener Zeit der unheilvollen Regentschaft, die der öffentlichen Sittlichkeit von allen Seiten her Abbruch that. Ludwigs XIV. Glanzperiode hatte gewaltige Schulden aufgehäuft, die Finanzen lagen in den letzten Zügen und der Regent wußte nicht mehr, zu welchem Heiligen er seine Zuflucht nehmen sollte, als der Schotte Law, ein kühner, unternehmender Abenteurer, die Entwürfe eines Systems vorlegte, das seiner Behauptung nach dem Staate unermeßliche Vortheile eintragen müsse. Der Regent griff mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn nach diesem Rettungsmittel, das ihn plötzlich aus aller Verlegenheit reißen sollte. Eine einzige Operation mußte ihm mit Beseitigung jeder Mühe und Arbeit, Gold und Muße zu seinen Ausschweifungen liefern; was konnte er sich Besseres wünschen? Law wurde mit offenen Armen empfangen. Das Conseil der Regentschaft ging ein in die vorgelegten künstlichen Berechnungen, oder in die vom Schotten geschickt angewendeten Bestechungen. Der vom Hofe aus gezeigte Enthusiasmus für Law's

System verbreitete sich über alle Klassen der Gesellschaft, alle Köpfe wurden vom Schwindel ergriffen und alle Börsen öffneten sich. Das Parlament allein erklärte sich dagegen, aber ganz vergebens.

Ein Bankier, Crozat genannt, hatte gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. das ausschließende Privilegium zum Handel nach Louisiana erhalten, weil er aber bei dieser Unternehmung sehr schlechte Geschäfte machte, ließ er den Vertrag aufheben, und in Folge dieser Verhandlung blieben nun die französischen Kolonien am Missisipi dem Finanzminister auf dem Halse und verursachten ihm gewaltige Verlegenheiten. Was sollte man mit dem Missisipi anfangen? Man gab ihn Law, der schnell entschlossen seinen Plan auf ihn gründete. Das Gesellschaftskapital wurde auf hundert Millionen festgesetzt, und diese in 200,000 Actien, jede zu fünfhundert Franken, getheilt. Diese Actien fanden unerhörten Beifall, und wurden so eifrig begehrt, daß sie baldigst die kühnsten Erwartungen überstiegen. Um sich Anhänger zu verschaffen ertheilte Law solche Actien umsonst an vornehme Hofherren und andere einflußreiche Personen, die sie nicht nur annahmen, sondern auch die Freigebigkeit des Finanzmannes so bestürmten, daß er sich gezwungen sah, seine Bankactien bis in das Unendliche zu vermehren. Um diese Ver-

größerung des Gesellschaftskapitals zu rechtfertigen, muß bemerkt werden, daß der Regent nach und nach dem Missisipi, dessen Kultivirung großen Vortheil verhieß, noch das Monopol der Salzsteuer und des Tabaks, die Prägung des Geldes und den Pacht der allgemeinen Steuern hinzugefügt hatte.

Als nun Graf Vernon geraume Zeit ganz gleichgültig, und ohne den mindesten Antheil zu nehmen, dieser großen finanziellen Bewegung zugesehen hatte, ließ er sich doch, durch die Rathschläge seiner Freunde und durch seine Leidenschaft für Sylvia gereizt, in Versuchung führen. Der Dämon der Speculation bemächtigte sich seiner, und seine Philosophie vermochte nicht dem Gedanken, Millionen gewinnen zu können, Widerstand zu leisten. Eben sollte eine neue Serie von Actien dem Publikum Preis gegeben werden; der Graf brachte eine bedeutende Summe baares Geld zusammen, er verkaufte nemlich ein schönes Gut in der Normandie, um Actien einzuhandeln, die Land am Missisipi versprachen.

So oft neue Actien ausgegeben wurden, umlagerten die Speculanten die Bureaus der Bank, die damals im alten Hotel Mazarin sich befanden. Das ganze Viertel des Palais-Royal wimmelte von den herzuströmenden Massen, viele stellten sich lange vorher in der Queue auf, und beharrten zuweilen mehrere



Tage und Nächte, ohne aus derselben zu weichen. Der Graf hatte keine Lust, so gutem Beispiele zu folgen; kam erst im letzten Augenblicke, und bezahlte einen ziemlich guten Platz, den ein Tagedieb nur so lange behauptet hatte, um ihn an irgend einen Zuspätkommenden theuer zu verkaufen, mit fünfzig Louisdoren.

Zu allen Zeiten äfften die Diener gern ihre Herren nach. Sobald ein Speculationsgedanke dem Grafen durch den Kopf fuhr, richtete auch Labranche seine Blicke auf den Missisipi; der gute Gesell hatte auf mehr oder weniger rechtmäßige Art eine Summe zusammengebracht, die sich auf zweitausend Thaler belief, und dies war zum Anfang mehr als genug. So folgte also der Diener seinem Herrn auf das Gebiet der Speculation. Wenn aber Labranche um fünfzig Louisdore einen Platz in der Queue hätte kaufen wollen, so würde dies ein zu großes Loch in seinen Beutel gemacht haben, er mußte folglich auf ein weniger kostbares Auskunftsmittel sinnen. Dies war aber gar nicht so leicht, um fünf- bis sechstausend Konkurrenten den Rang abzulaufen, mußte man etwas Neues, etwas Kühnes ausdenken, sich eine neue, dem gemeinen Haufen unbekannte Bahn brechen. Der Graf hatte den armen Labranche arg verleumdet, als er ihn einen phantasielosen und unbeholfenen

Menschen nannte, er war im Gegentheile ein sehr pfiffiger und unternehmender Gesell. Nach kurzem Nachdenken trat er in ein neben dem von Law bewohnten Hotel liegendes Haus und sprach: — „Ich gedenke vor dem Grafen anzukommen!“

Law befand sich mit seinem Sekretär in seinem geheimsten Kabinette, wühlte in einem Haufen Briefe, und Lächeln, gemischt aus Eitelkeit und Verachtung, spielte um seine Lippen. — „Sehen Sie,“ sprach er, „alle diese Episteln sind mit den vornehmsten Namen unterzeichnet, Herzoge, Prinzen, Parlamentsräthe, Prälaten der Kirche, Marschälle von Frankreich, bitten mich ganz unterthänigst um Actien meiner Bank, und proponiren mir die schändlichsten Händel! Sehen Sie hier mysterieuse Billets, geschrieben von den schönsten und vornehmsten Damen des Hofes! Welche Habgier! und welche Verdorbenheit!... Die Herzoginn von B... verheißt mir ein Rendez-vous, das heißt mir und meinem Portefeuille!... Ich komme aber nicht, der Spaß ist zu kostbar... Der Dubois ist unersättlich! Heben Sie ihm hundert Actien auf... Tencin nochmals! Der ist ein grober Bekehrer! Ich mußte wahrhaftig katholisch werden, wollte ich anders General-Controleur werden. Tencin hat mich tüchtig catechisirt, und meinem Geiste den wahren Glauben

eingeprägt, doch will es mich bedünken, als hätte ich ihm sein Evangelium schon rechtschaffen bezahlt. Doch meinetwegen, legen Sie immer noch Etwas für diesen Bettelbruder bei Seite..."

Plötzlich läßt sich ein seltsames Geräusch im Kamine vernehmen, ein Mann rutscht auf den Rost herunter, rafft sich aus der Asche auf, und erscheint, schwarz von Ruß, mitten im Kabinet.

„Tausendmal Verzeihung, gnädiger Herr! wenn ich diesen Weg wählte," begann Labranche, denn er war es richtig, zum höchlich verwunderten General-Controleur, „mir blieb aber keine andere Wahl. Alle Zugänge sind verstopft, die Thore Ihres Hotels von der Menge belagert, und schon ruft man nach Leitern, um durch die Fenster einzubrechen, ich war folglich gezwungen, einen weniger verrammelten Weg einzuschlagen, und mit Lebensgefahr bin ich nun hergekommen, um Sie für sechstausend Livres Actien zu bitten. Haben Sie die Gnade, gnädiger Herr, die Gefahr, der ich mich aussetzte, in gütige Betrachtung zu ziehen. Schauen Sie, wie ich schwarz aussehe, nur die Gewässer des Missisipi allein können mich wieder weiß waschen. Empfangen Sie, ich bitte fußfällig darum, mein Gold gegen Ihr kostbares Papier."

Dies Abenteuer und diese Rede versetzten Law in große Heiterkeit; seine gute Laune trug Labranche goldene Früchte, denn er erhielt seine Actien zum Fabrikpreise. Der weit weniger glückliche Graf sah die Thore des Hotels wieder schließen, bevor er in dieselben gelangt war; alle Actien waren ausgegeben, und wenn er nun dergleichen haben wollte, mußte er sich an die Speculanten der Rue Quincampoix wenden. Der Graf begab sich zu ihnen und bedauerte höchlich die beiden Stunden und die fünfzig Louisdor, die gleich vergeblich zum Fenster hinausgeworfen waren. Das war ein schlechtes Debut in der Agiotage, ein abergläubischer Mann würde sich vielleicht durch diesen Anfang haben abschrecken lassen, der Graf, ein Philosoph, beharrte aber in seinem Vorsatze.

Lange vor dem Auftreten Law's war die Straße Quincampoix eine von Wucherern und Juden bewohnte Raubhöhle gewesen, der von ihr ausströmende Speculationsgeruch zog die Agioteurs des Missisipi in ihre Sphäre. Die elenden Häuser dieser Gasse, schnell zu Actien-Comptoirs umgewandelt, wurden zu enormen Preisen vermiethet und brachten ihren Eigenthümern schweres Geld ein. Später gelang es dem Prinzen Carignan, der mit neidischen Augen diesen Profit sah, die Erlaubniß auszuwirken, den Markt der Actien in das ihm gehörige weitläufige

und prächtige Hotel de Soissons zu verlegen. Die Agiotage hatte in dieser Straße alle Stände vermischt, große Seigneurs und Lakaien, Beutelschneider und Magistratspersonen, Bürger und Geistliche, Courtisanen und vornehme Frauen begegneten sich hier, kauften und verkauften, handelten und wandelten hier zusammen. Durst nach Gold riß alle Scheidewände nieder, dämpfte jeden Stolz, und setzte über jeden Schimpf und Schande hinweg. Auch Graf Vernon stürzte sich in dies Getümmel, und begegnete hier dem Prinzen Conti, der schönen Sylvia, seinem Kammerdiener Labranche, dem Dichter Marivaux und dem Grafen Horn. Einen Augenblick lang vergaß er seine Eifersucht, seine Liebe, seinen Stolz und seine Philosophie, und in diesem Augenblicke des Vergessens erkaufte er hundert Missisipi-Actien. Eben hatte er dies Geschäft vollendet, als die Straße Quincampoix durch großes Geschrei und seltsame Bewegung in Aufruhr versetzt wurde. Ein Mord war in einem der Comptoirs vollbracht worden, das Opfer war ein reicher Kaufmann, der Mörder Graf Horn.

Am Abend bei'm Souper sprach Labranche zu seinem Herrn: — „Wollen Sie von Ihrem Nebenbuhler befreit sein?"

„Wie das?"

„Um den Missisipi zu colonisiren, um jene fruchtbaren Länder anzubauen und ihre Gold- und Smaragdgruben auszubeuten, greift man alle Vagabunden und alles liederliche Gesindel auf und schifft es in Havre de Grace ein. Zahlen Sie hundert Louisd'or, so begeht ein mir wohlbekannter Werber einen unwillkürlichen Irrthum, und nimmt den Herrn von Marivaux bei'm Kragen. Die richtige Entführung wird garantirt. Mein Mann ist sicher, und der Lecker wird außer Stand gesetzt, eine Klage anhängig machen zu können."

„Und mir, dem Grafen Vernon, einem Philosophen, wagst Du einen solchen niederträchtigen Vorschlag zu machen? Ich jage Dich zum Teufel!"

Labranche sah sein Unrecht ein, bat um Gnade, und der Graf nahm sein Abschiedsdecret zurück; Labranche aber, nicht zufrieden, großes Vermögen in der Zukunft zu finden, und eben so rach- als ehrsüchtig, wollte sich auch an seinem Herrn rächen. Die von ihm längst erwartete Gelegenheit erschien endlich.

Die Missisipi-Actien mußten endlich durch den mit ihnen getriebenen Mißbrauch fallen. Lange genug hatte die allgemeine Habsucht sie gleich verschlungen, sobald sie in Circulation getreten waren, endlich mußte eine Reaction eintreten. Die Fremden,

die der Speculation wegen nach Paris gekommen waren, schlugen nun mit ihren Actien los, und verließen Paris mit goldbelasteten Wagen. Von jetzt an flottirten die Actien auf der Oberfläche der Speculation. Jetzt beschloß der Regent, um Law's Bank aufrecht zu halten, Zwangsmaßregeln eintreten zu lassen, brutale Rechtsverletzungen, die damals der Macht frei und offen zu Gebote standen. Das Finanzministerium befahl, alle mehr als sechshundert Livres betragende Zahlungen nur in Actien und nicht mehr in baarem Gelde zu leisten. Ein anderes Dekret verbot Schmuck und Juwelen, und gebot, sie gegen Bankactien herzugeben. Die dienende Klasse wurde aufgefordert, ihre Herrschaften bei Uebertretungsfällen anzugeben. Geheime Angebereien wurden belohnt und aufgemuntert durch einen starken Antheil an den konfiscirten Gegenständen.

Auch der Graf hatte seine Kostbarkeiten, anstatt sie zu verkaufen, versteckt, um bessere Zeiten abzuwarten. Labranche verrieth seinen Herrn, und als er den Lohn seiner Niederträchtigkeit erhalten hatte, warf er die Livrée weg und nahm eigene Diener an, denn jetzt war er reich. Er hatte glücklich speculirt; die Actien, die er bei seiner Reise durch's Kamin um fünfhundert Franken erkauft hatte, waren Stück für Stück um achtzehntausend Franken von ihm

losgeschlagen worden, als die Hausse in der Straße Quincampoix den höchsten Standpunkt erreicht hatte, und dieses Geld wurde von ihm so glücklich und geschickt umgetrieben, er hatte alle Schwankungen so klug zu benützen gewußt, daß er Einer Derjenigen war, die durch Law's System fabelhaften Reichthum erworben hatten.

Die Speculation des Grafen hatte einen ganz entgegengesetzten Weg gemacht; theuer erkaufte Actien und ihr bald darauf erfolgtes Sinken waren ihm verderblich gewesen, und mit seinem Gelde verlor er auch den Kopf, und weil die Chancen fortwährend unglücklich für ihn ausfielen, sah er sich in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet.

Nach dem Falle von Law's System, und nach seiner Flucht, als endlich das ganze stolze Gebäude der Agiotage in Jammer, Unglück und Scandal sich aufgelöst hatte, begegnete eines Tages der Graf in den Champes Elysées dem Herrn von Marivaux, der gesenkten Hauptes und nachdenklicher Miene spazieren ging. Auch Marivaux hatte sich in der Rue Quincampoix ruinirt. Gemeinsames Unglück vernichtet Entfernungen und löscht feindselige Stimmungen aus; der Graf und sein ehemaliger Rival traten freundlich einander entgegen und suchten sich zu trösten. Beide unterhielten sich von ihrer Zukunft.

„Was denken Sie jetzt zu beginnen, Herr Graf, um Ihren Verlust zu ersetzen?“

„Das weiß ich noch nicht recht; ich bin aber Philosoph und denke nöthigenfalls meinen Adel unterdessen an den Nagel zu hängen. Ich will Kaufmann werden. Und Sie? was ist Ihr Plan?“

„Ich denke, mich der dramatischen Literatur zu widmen,“ antwortete Marivaux, „denn ich meine hierzu Beruf in mir zu verspüren.“

„Ja, ja, Sie lieben das Theater,“ entgegnete lächelnd der Graf.

„Sind Sie immer noch ungehalten auf mich? Aber betrachten Sie doch jene prachtvolle Karosse, die dort drüben vorüberfährt. Ich glaube Sylvia sitzt in ihr.“

„Ja, wahrhaftig, sie ist es.“

„Und kennen Sie den Roué, der neben ihr sitzt?“

„Ein Kerl, den man allerdings rädern sollte!“

„Ohne Zweifel ein reicher Finanzmann?“

„Ja wohl, ein Finanzmannn, der Labranche heißt, und der vor drei Monaten noch Bedienter bei mir war, jetzt Millionär ist, und in einer Karosse spazierenfährt, die ich bestellte, mit einem Weibe, das ich nicht verführen konnte, als ich dreißigtausend Livres Renten hatte.“

„Das ist ein lustiges und trauriges Abenteuer in einem Athem.“

„Was soll man machen, man muß sich als Philosoph zu trösten wissen! Glück und Weiber haben einerlei Capricen. Jener Staatswagen und die Leute, die in ihm sitzen, stellen das Spiel der Liebe und des Glücks vor.“

„Das Spiel des Glücks und der Liebe meinen Sie? Der Witz gefällt mir, und sollte, wie ich glaube, einen artigen Titel für ein Stück abgeben. Ich will ein Lustspiel daraus machen.“

VI.

Der Perron.

An einem herrlichen Morgen im Monat Germinal des Jahres 1795 spazierte ein junger Mann mit großen Schritten im Garten der Tuilerien umher. Nach der Mode des Tages, und mit einer Eleganz gekleidet, welche die Rückkehr eines gewissen Luxus, den Untergang der Carmagnole und das Ende des Sansculotten-Reiches verhieß, schien doch in dem ganzen Wesen des Jünglings etwas Aengstliches zu liegen. Fast jeden Augenblick sah er nach der Uhr, und unzweideutige Zeichen einer rastlosen Ungeduld deuteten ziemlich gewiß auf ein erwartetes Rendez-vous. Die so sehnlichst erwartete Person erschien endlich, er eilte ihr entgegen.

„Kommst Du endlich, bester Tancred!" rief er, „eine ganze Stunde lang trabe ich in dieser Allee auf und ab."

„Mich will es bedünken, lieber Julius," entgegnete der Angeredete, „daß ich nicht um viel mich verspätet habe. Eben schlägt's auf St. Roch zwölf Uhr, und gerade um diese Stunde bestellte mich Dein Brief hierher."

„Ja wahrlich, Du hast Recht. Laß uns nun aber schnell zu unserm wichtigen Gegenstande übergehen. Es kann geschehen, nicht wahr? Willst Du thun, um was ich Dich bat?"

„Kann ich? das ist die große Frage.... Du weißt selbst, wie äußerst streng man bei dergleichen Einladungen ist."

„Leider weiß ich recht gut, daß man auf den Ball der Schlachtopfer nicht nur so hingehen kann, wie in das Vauxhall, und leider weiß ich noch besser, daß ich keine einzige der Eigenschaften besitze, die, um Zutritt zu erhalten, erforderlich sind. Man muß Edelmann sein, und das bin ich nicht, man muß unter seinen Blutsfreunden einen auf dem Revolutionsschaffot gebluteten Märtyrer zählen, und mit solcher Trauer kann ich mich nicht schmücken. Du aber, Du besitzest alle erforderlichen Eigenschaften, bist zum Ueberflusse noch Mitarbeiter an Frérons Journal, und schon in dieser Hinsicht allein mußt Du Zutritt erhalten. Du hast Anspruch auf ein Billet, das wirst Du bekommen und mir geben."

„Du arrangirst Alles auf das Allerbeste!“

„Es geht auf keine andere Art leichter und einfacher.“

„Schon recht; alle Billets aber sind persönlich, und sollte man entdecken, daß ich Dir meine Eintrittskarte abgetreten, daß ich einen Profanen in das Allerheiligste eingeführt habe, so kann ich mich gewaltig compromittiren.“

„Das gebe ich freilich zu; ich bitte Dich aber auch nicht eines bloßen Einfalls wegen um diesen großen Freundschaftsdienst; ich wende mich nicht an Deine Gefälligkeit, ich nehme Deine Freundschaft, Deine Hingebung in Anspruch. Denke, daß mein Lebensglück davon abhängt! Auf jenem Balle werde ich Constance sehen, ich werde sie sprechen. Eine solche köstliche, unvergleichliche Gelegenheit bietet sich mir zum ersten Male dar, nur aber mit Deinem Billet kann ich sie benützen. Trittst Du es mir nicht ab, so stürzest Du mich in Verzweiflung. Und wie soll man diesen Tausch entdecken? Wer bekümmert sich um mich in dem Gedränge? .... Auf jeden Fall hast Du das Billet verloren und ich habe es gefunden, und folglich nehme ich Alles auf mich.... Nun? bedenkst Du Dich noch immer?“

„Ich bin zu sehr Dein Freund, um Dir eine abschlägige Antwort zu geben, wenn auch Dein Glück

mir noch sehr problematisch erscheint. Constance liebt Dich, das will ich gern glauben, aber ihr Vater, der Baron d'Jverny, ist ein viel zu eingefleischter Aristocrat, um Dir seiner Tochter Hand zu geben. Wohin soll Dich zuletzt Deine gewaltige Leidenschaft führen?"

„Zuerst auf den Ball, das Uebrige wird sich finden!"

„Meinetwegen! Ich will eine Karte verlangen, erhalte ich sie, so werde ich sie in ein an Dich gerichtetes Couvert gut eingewickelt verlieren, und Du sollst sie heute Abend in Deiner Wohnung finden."

„Tausend, tausend Dank! Du schenkst mir mehr, als das Leben."

„O Du armer, verliebter Gesell! Warum kann ich Dir nicht auch meinen Adel mit in den Kauf geben, der mir in den letzten Zeitläuften gar oft beschwerlich genug gefallen ist, und der für mich gar keinen Werth hat!"

Zu jener Zeit hatte die Revolution bereits ihren Höhepunkt erreicht gehabt. Die Republik war eine schon vom Wurme der Corruption angenagte Frucht. Die letzten Trümmer des Berges stürzten zusammen, noch ein Stoß und das Directorium faßte die Zügel der Herrschaft. Der Schrecken verschwand, zügellose Ausgelassenheit kam an's Ruder. Neue Sitten, ver-

mengt mit Erinnerungen an das Vergangene und mit der Frechheit der Gegenwart, erstanden. Die Gesellschaft stellte sich in hastiger Eile, und dem Zufalle sich überlassend, auf gefährliche Grundsätze basirt, wieder her. Die Köpfe, die nicht gefallen waren und sich nur vor dem Sturme gebeugt hatten, erhoben sich von Neuem in altem Hochmuthe, in alter Thorheit. Man wollte die verlorene Zeit einbringen, die jüngst erlittenen Schreckensscenen in Betäubung hüllen und sich für drei im Schweigen, im Verborgenen, im Zittern zugebrachte Jahre entschädigen. Von allen Seiten brach Vergnügungssucht mit ihrem gesammten glänzenden Gefolge herein, Eleganz und Mode griffen wieder nach ihrem alten Scepter. Alle Luxusgesetze der Revolution mit Füßen tretend und die republikanische Einfachheit verhöhnend, trieb die übermüthige Jugend ihre neuen Moden bis zum Lächerlichen. Die Emigrirten kehrten schaarenweise zurück, ohne ihre Ausstreichung von den Proscriptionslisten zu erwarten, die sie bestimmt hofften oder deren sie entbehren zu können glaubten. Die Reaction brach sich mit mächtigen Schritten eine Bahn, die sich täglich weiter vor ihr ausbreitete. Die Revolution besaß offene Feinde, die laut gegen sie sprachen, offene Umtriebe gegen sie anspannen und ohne Anstand gegen sie auftraten. Unter Allem aber, was damals

die aristocratische Faction sich erlaubte, war ohne alle Widerrede das Kühnste und Vollständigste, jenes seltsame Fest, daß man den Ball der Schlachtopfer (bal des victimes) nannte.

Wenn auch gleich Julius in seinen politischen Meinungen äußerst gemäßigt war, so konnte er doch nicht ohne Verwunderung oder ohne einiges Aergerniß das sonderbare Schauspiel mit ansehen, daß dieser Ball und die auf ihm zur Schau getragene aufrührerische Licenz seinen Blicken darbot. Die Damen waren sämmtlich schwarz gekleidet, die Männer begnügten sich mit einem Flor um den Arm, zum Zeichen der Trauer, und trugen hellgraue Röcke mit grünen Krägen, der von den Chouans in der Vendée angenommenen Farbe. Das aufgeschlagene und durch einen Kamm auf dem Kopfe in die Höhe gehaltene Haar ließ den entblößten Nacken sehen, wie dieses gewöhnlich bei der Toilette der zum Tode Verdammten gebräuchlich ist, wenn man sie zur Hinrichtung führt. Die Schlachtopfer, die diesen Ball veranstaltet hatten, zeigten sich übrigens sehr lustig und voller Hoffnung auf die volle Begnadigung, die sie von der Zukunft erwarteten. Julius, nur mit seiner Liebe beschäftigt, lieh den rings um ihn hörbaren, aufrührerischen Aeußerungen nur wenig Aufmerksamkeit, doch bemerkte er in Constance's Nähe einen

jungen Mann, den der Baron d'Iverny sehr zuvorkommend behandelte. — „Das ist ein Mensch," dachte er, „der mir bei'm ersten Anblick schon so widerwärtig ist, als wäre er seit zehn Jahren mein Feind." Julius zog Constance zum Tanze auf, und fragte dringend, wer jenes Schlachtopfer sey, das ihr so emsig den Hof mache?

„Es ist einer unserer alten Freunde," antwortete sie, „ein eben von London zurückkommender Emigrirter."

„Wie heißt er?"

„Graf Brancheville."

„Ja, mein bester Baron," sprach jetzt dieser zu Constance's Vater, „ich habe diese Jahre über ein jämmerliches Leben geführt. Glauben Sie wohl, daß ich eines Morgens von Paris abreiste, als ich eben von einem Balle heimkam, wo mich das Spiel dermaßen maltraitirt hatte, daß ich mit zwanzig Louisdoren in der Tasche emigriren mußte? Ich hatte an meinen Intendanten geschrieben und rechnete auf meinen Pächter.... Ja wohl! mein Schurke von Intendant gab sich nicht einmal die Mühe, mir nur zu antworten und meine Pächter sind ohne Zweifel selbst Gutsherren in diesem Durcheinander geworden. Da saß ich also in London ohne die mindesten Hülfsmittel. Was sollte ich machen? Borgen? Ja, aber von wem?... Ich dachte übrigens doch an diesen

Ausweg und wendete mich deswegen an den Marquis A., der, als der Reichste in Frankreich, dies auch im Auslande sein mußte. Der Marquis fragte, wie viel ich wolle? — „Ha!" antwortete ich, „so ungefähr ein Hundert Louisdor." Nun griff er nach einem großem Buche und zeichnete meinen Namen und die Summe, die ich verlangt hatte, auf. Und nun glauben Sie wohl, daß er mir mein Geld aufgezählt hätte? Ich glaubte es auch, aber damit war es nichts."

— „Betrachten Sie dieses Buch," sprach der Marquis ganz gelassen zu mir, „blättern Sie es durch und lesen sie es. Alle mir von Emigrirten gemachten Anträge, um ihnen Geld zu leihen, finden Sie in ihm verzeichnet, und deren Summe beläuft sich bereits auf eine Million. Wohin wäre ich schon gerathen, hätte ich allen diesen Geldborgern meine Börse öffnen wollen? Ich bedaure das Unglück meiner Landsleute, ich theile aber ihr Unglück und habe selbst kaum das Nothwendige gerettet, und folglich sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, Ihnen wie den Andern eine abschlägliche Antwort geben zu müssen, und wenn ich Sie in mein Verzeichniß eintrage, so geschieht es nur zu meiner eigenen Nachweisung." — Hierauf war nichts zu entgegnen, die Erklärung war kategorisch. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, blieb mir nichts Anderes übrig,

als es wie viele meiner Unglücksgefährten zu machen und meine eigenen geringen Talente in Anspruch zu nehmen. Ich wollte anfangs Tanzunterricht geben, leider hatten aber schon mehr als hundert dieses Metier ergriffen. Unsere besten Edelleute rissen sich um die Stundenmarken. Aus Mangel eines Bessern machte ich mich zum Friseur. Ja, mein bester Baron, ich habe die Seifenkugel, den Kamm und das Rasiermesser nicht übel gehandhabt; ich habe die viereckigen Schädel der City von London nicht schlecht gepudert, frisirt und rasirt. Was war zu thun? man mußte doch leben, obgleich die Republik die Nothwendigkeit dazu keineswegs einsah. Dem Himmel sei aber Dank! die Prüfungszeit ist vorüber, die revolutionäre Tollheit beginnt sich zu legen, Ordnung wird wieder aufleben, wir werden unsere Güter wieder erhalten, und dann, Baron, wird sich wohl nichts meinem innigsten Wunsche entgegenstellen, nemlich unserer Häuser Vereinigung!"

Zwei Nebenbuhler errathen sich bald. Der Graf und Julius, beide gleich eifrig um Constance bemüht, hatten sich anfangs gegenseitig nur mit verächtlichen Blicken gemessen, dann waren einige zornige, wenig abgemessene Worte herüber und hinüber geflogen. Als gegen des Balles Ende der Baron und seine Tochter fort waren, trat Graf Brancheville zu Julius.

„Mein Herr,“ begann er, „über unser Verhältniß zu Fräulein d'Iverny haben wir uns weder etwas Neues zu sagen, noch irgend Einiges zu verheimlichen, nur muß ich noch die Bemerkung hinzufügen, daß meine Ansprüche an diese junge Dame besser begründet seyn dürften, als die Ihrigen, weil der Baron meine Absichten begünstigt, von Ihnen aber nicht einmal den Namen weiß.“

„Was Sie Ihre Ansprüche zu nennen belieben, mein Herr, ist mir höchst gleichgültig, und haben Sie die Zustimmung des Barons für sich, so schmeichle ich mir, vielleicht etwas Besseres dagegen aufführen zu können.“

„Wenn das, was Sie hier behaupten, nicht Verleumdung wäre, so würde es eine große Indiscretion genannt werden müssen!“

„Sie beleidigen, mein Herr, und dafür verlange ich Genugthuung!“

„Von Herzen gern. Hier ist meine Karte. Morgen früh werde ich zu Ihrem Befehle stehen. Wollten Sie jetzt aber mir wohl gefälligst sagen, mit wem zu reden ich eigentlich die Ehre habe?“

„Ich kann meinen Namen hier nicht nennen.“

„Warum solche Geheimhaltung? Sollten Sie Etwas zu fürchten haben? Hier, mein Herr, finden Sie nur Ehrenmänner; wir alle dienen derselben

Sache, und ohne Furcht dürfen Sie Ihren Namen nennen. Ich selbst bin mit meinen Angelegenheiten noch nicht ganz in Ordnung, und leicht möchte man mir übel genug mitspielen, wüßte man, daß ich in Paris wäre."

„Ich wiederhole Ihnen nochmals, mein Herr, ich nenne mich heute Abend nicht. Morgen früh also!"

„Wie es Ihnen beliebt."

Am folgenden Morgen begab sich Julius zum Grafen Brancheville, und als er ihm hier seinen Stand und Namen zu erkennen gegeben hatte, mußte er folgende Antwort vernehmen: — „so unangenehm es mir auch ist, mein Herr, so muß ich Ihnen jedoch gestehen, daß ich Ihnen jetzt unmöglich die verlangte Genugthuung geben kann. Gestern hatte ich mit gutem Gewissen ein solches Versprechen geben können, weil ich Sie für einen Edelmann hielt, auch mußte der Ort, wo wir uns trafen, meinen Irrthum sehr entschuldbar machen. Heute stehen die Sachen aber anders; ich höre, daß Sie nicht von Adel sind, und folglich kann ich Ihre Wünsche nicht erfüllen. Seien Sie übrigens überzeugt, mein Herr, daß ich mit hohem Bedauern Ihnen diese abschlägige Antwort geben muß, wenn ich auch gleich jetzt nicht das mindeste Interesse mehr habe, mir mit Ihnen den Hals zu brechen, denn sobald Ihre bürgerliche Ge-

burt bekannt ist, müssen Sie nothwendig von selbst aufhören, mein Nebenbuhler bei Fräulein d'Iverny zu sein. Lebten wir in bessern Zeiten, so könnte ich vielleicht meinen Stand vergessen und meinen Degen mit dem Ihrigen messen; die Lage, in der sich jedoch Frankreichs Noblesse jetzt befindet, erlaubt mir nicht, ein solches Zugeständniß zu machen. In einer Zeit, wo man die Anerkennung unserer Vorrechte verweigert, sind wir verpflichtet, sie auf das Strengste aufrecht zu erhalten. Der in seinen Privilegien angegriffene Adel darf jetzt nicht das Geringste von seinen Rechten nachlassen."

Solches waren die denkwürdigen und großartigen Worte, die Graf Armand von Brancheville an Julius Vernon am vierten Germinal des dritten Jahres der französischen Republik richtete. Der Herr Graf von Brancheville stammte übrigens in gerader Linie von dem verstorbenen Johann Baptist Pitou, genannt Labranche, ab, dem ehemaligen durch Law's System reichgewordenen Kammerdiener, und Julius Vernon war der Enkel des Hochgeborenen Herrn Claude Ambroise Emanuel de Frondeville, Graf von Nenon, der durch den Missisipi zu Grunde gegangen war.

Nach einigen in Pracht und Wohlleben hingebrachten Jahren hatte der alte Labranche, der die Aristocratie durch eigene Anschauung kannte und den

ganzen Werth des vornehmen Geburtsrechts gut begriff, die Ueberzeugung gewonnen, daß man eigentlich sehr wenig sei, wenn man nur reich, aber nicht von Adel wäre, und besaß Verstand genug, um zu wissen, daß nicht viel dazu gehöre, sich selbst einen schönen Namen mit wohlklingendem Titel zu verschaffen. Gleich im Anfange war der Labranche, der zu sehr nach dem Bedientenzimmer roch, in Brancheville umgemodelt worden; das war aber noch nicht genug, denn in Paris stieß man täglich auf Leute, die den neuen Millionär noch recht gut in der Livrée gekannt hatten. Um daher die bösen Zungen irre zu führen und bei seinen alten Bekanntschaften in Vergessenheit zu gerathen, ging Brancheville auf Reisen und durchzog mehrere Jahre lang Europa. Durch Reisen wird die Jugend gebildet. Auch Brancheville erwarb sich einen gewissen äußern Anstrich, den man gerade nicht guten Ton nennen konnte, aber eine seltsame Mischung von Manieren aller Länder, und dies war mehr als genug, um in der Provinz zu glänzen. Als Herr von Brancheville (das Wörtchen „von“ hatte er auf der Landstraße seinem Namen hinzugefügt) von seinen Reisen zurückkam, ging er auf seine Güter und sah sich nach einer Heirath um, die seinen noch auf schwachen Füßen stehenden Adel befestigen helfen sollte. Vermittelst einer tüchtigen

Summe fand sich auch bald ein tüchtiger Genealog, der seine Abstammung glücklich bis in die ältesten Zeiten zurück datirte. Der am Montage gepflanzte Stammbaum der Brancheville erhob sich am Donnerstage bereits hoch in die Wolken und bedeckte mit seinem Schatten ein unermeßliches Land. Ein solches schnelles Wachsthum, in der Naturgeschichte ohne Beispiel, kommt in der Historie des Adels häufig genug vor.

Auf allen Nähten nun tüchtig ausstaffirt, hatte Herr von Brancheville auch von einer seiner Herrschaften den Grafentitel angenommen, sich mit einem adelichen Hause ehelich verbunden, und war so der Stammvater junger Grafen geworden. Geehrt und geachtet starb er in hohem Alter und hinterließ drei Söhne, welche den von ihm ererbten Adel theuer zahlen mußten; die Revolution ließ sie auf dem Schaffotte sterben. Im Jahre 1795 war vom ganzen erlauchten Stamme der Branchevilles nur der junge Graf Armand, der Enkel des ehemaligen Labranche, übrig.

Graf Vernon, der wirklich Philosoph war, hatte sein Unglück mit Festigkeit ertragen. Ebenso überzeugt, wie Labranche, daß Stand und Reichthum vereint sein müsse, hatte er allen Stolz in seiner Unglücksperiode weggeworfen und war mit Beseitigung

seines Titels und seines Ranges nach Amerika gegangen.

— „Bin ich reich geworden," hatte er zu seinem Freunde Marivaux gesagt, „so kehre ich nach Frankreich zurück und richte meiner Ahnen Haus wieder auf." Amerika gab auch wirklich dem einfachen Herrn Vernon wieder, was ihm die Straße Quincampoix genommen hatte. Neue Unfälle betrafen ihn jedoch in dem Augenblicke, wo er nach zwanzigjähriger Arbeit mit seiner Mühe Frucht in Frankreich nebst seiner Gattin und einem einzigen Sohne landete. Der alte Vernon, den weder seine Philosophie noch sein Muth verlassen hatte, stand eben im Begriffe, von Neuem das Meer zu durchschiffen, als ihn der Tod überraschte. Sein Sohn wurde Advokat, starb im Jahre 1790 und hinterließ seinem einzigen Erben, Julius Vernon, einen ehrenhaften Ruf und ein weniger als mittelmäßiges Vermögen.

Einige Tage nach seiner Unterhaltung mit dem Grafen Brancheville erging sich Julius, der seine unglückliche Stellung sehr wohl begriffen und allen Hoffnungen entsagt hatte, sehr schwermüthig in dem Garten des Palais-Egalité.

„Was träumst Du, mein armer verliebter Ritter?" sprach ihn Tancred an, der ihn seit dem Tage des Balles der Schlachtopfer nicht mehr gesehen

hatte, nahm des Freundes Arm und zog ihn gegen den Ausgang des Gartens. „Ich bin sehr eilig, sehr eilig,“ fuhr er fort. „Nun, wie steht es mit Deiner Liebe?“

„Schlecht!“

„Ja, ich habe vernommen, daß ein Rival über den Kanal herübergekommen ist, um Dir Deine Eroberung streitig zu machen. Deswegen mußt Du aber nicht verzweifeln. Baron d'Iverny hat einige Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet, er ist sehr genau, fast möchte ich sagen, geizig, und Geld ist ihm lieber als Adel. Er wird Dir seine Tochter nicht verweigern, weil Du nicht von Adel bist, er wird sie aber dem Grafen Brancheville eben so wenig geben, wenn er nicht reich ist, und bevor er dies durch die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge wird, hast Du Zeit genug, selbst reich zu werden, wenn Du die jetzigen Zeitläufe zu benützen verstehst.“

„Ich und reich werden? wie müßte das zugehen?“

„Wenn Du es so machst, wie ich. Ich bin kein Journalist mehr, mein Guter, und gehöre keiner Parthei mehr an. Ich habe alle derartige Hirngespinnste aufgegeben, und trachte nach dem Soliden, nach dem Gewissen: ich bin ein Speculant geworden.“

„Wahrhaftig? Du setzest mich in Erstaunen.“

„Und noch mehr wirst Du erstaunen, wenn ich Dir sage, daß ich seit vierzehn Tagen sehr beträchtliche Summen gewonnen habe.“

„Dazu wünsche ich Dir von Herzen Glück.“

Das ist aber noch nicht Alles, ich muß noch mehr gewinnen. Du sollst aber an meinem Glücke Theil nehmen und wir wollen unsere Geschäfte auf gleichen Nutzen und Gefahr zusammen betreiben. Hast Du Geld?“

„Ich glaube, es werden mir von meinem ganzen Vermögen noch ungefähr hundert Louisdor übrig bleiben.“

„Wirkliche Louisdor? Goldene Louisdor?“

„Ja, und einige Hände voll Assignaten dazu.“

„Von denen ist keine Rede. Hundert Louisdor hast Du? Nun, mein lieber Freund, das ist mehr, als man braucht, um Millionär zu werden. Laß Dich nur von mir leiten; von diesem Augenblicke an bist Du auch ein Speculant. Komm' mit mir.“

„Wohin?“

„In den Tempel des Glücks, auf den Perron.“

Perron nennt man die sechs Staffeln, auf welchen man aus der Rue Vivienne in das Palais-Royal hinabsteigt. Dort angelangt, befanden sich Tancred und Julius mitten in einem unbeschreiblichen Gedränge, das stürmisch wie ein brausendes Meer durch einander wogte. Die jungen Männer wurden

von der Masse angeschrieen: — „Was wollen Sie haben? — Was wollen Sie hergeben? — Wollen Sie Juwelen? — Haben Sie Landgüter? — Wünschen Sie tausend Stück Nanking? — Zwei Hotels? — Zehntausend Ries Papier? — Klöster? — Brillen? — Flinten? — Schlösser? — Rüm? — Leinwand? — Silberbarren? — Reden Sie!... für den laufenden Preis... Sie wissen den Cours der Assignaten?“

Alle Chancen der Speculation waren auf das Schwanken dieses Papiergeldes berechnet. Tancred und Julius kauften ein und gaben wieder her.

„Das ist hier gerade so wie ehemals in der Straße Quincampoix,“ sprach Tancred zu seinem Freunde. Damals speculirte man auf das Steigen der Missisipi-Actien und jetzt speculirt man auf das Fallen der Assignaten. Die Resultate der Agiotage sind übrigens heute ebenso schnell und ebenso fabelhaft wie damals. Wir haben Millionäre, die vor acht Tagen noch Bediente waren. Fortuna hat niemals eine offenere Hand und fester zugebundene Augen gehabt.“

Diese blinde Fortuna war Julius eine Entschädigung schuldig und sie trug ihre Schuld redlich ab. Graf Vernon hatte sich durch den Ankauf von Ländereien am Missisipi ruinirt, sein Enkel wurde ein

reicher Mann durch Ankauf von Gütern in Frankreich. Vermöge eines Decrets des Convents verkaufte man die Nationalgüter, um die öffentliche Schuld zu tilgen. Häuser und Ländereien mußten mit Assignaten bezahlt werden, und zwar dreimal theurer, als sie im Jahre 1790 mit Zugrundlegung ihres Ertrags angeschlagen worden waren. Eine solche Domaine ward Demjenigen zugeschlagen, der sich zuerst als Käufer hatte einschreiben lassen.

Julius Vernon betrieb seine Geschäfte äußerst glücklich und machte zuletzt eine vortreffliche Speculation. In einem Departement, in dem er kurz vorher gewesen war, um die geringe Hinterlassenschaft seiner Mutter zu erheben, lag eine sehr große früher der Kirche gehörende Herrschaft, die vor der Revolution nur für zwanzigtausend Franken verpachtet gewesen war, zu der aber wenigstens noch dreimal so viel Zinsen und Lehnsgefälle gehört hatten, von denen der republikanische Schätzungs-Anschlag keine Notiz nahm. So geschah es denn, daß diese Herrschaft, die eigentlich achtzigtausend Livres ertrug, nur mit einem Ertrage von zwanzigtausend, und folglich im Ganzen nur zu 400,000 Livres in Geld, oder zu 1,200,000 in Assignaten angeschlagen worden war. Die Speculanten des Perron kannten diese herrliche geistliche Herrschaft nicht genauer, und selbst der Fiscus wußte von ihr

so wenig, wie von vielen andern, die zu gleicher Zeit verschleudert wurden. Julius ließ sich einschreiben und erhielt dieses Gut zugeschlagen. Ein Sechstel des Kaufpreises mußte baar erlegt werden, der Rest in verschiedenen, weit entfernten Terminen. Mit seinen hundert Louisdoren hatte Julius 30,000 Franken Assignaten erkauft und hatte diese mehrere Male mit Glück in verschiedenen Artikeln umgesetzt und Tancred ergänzte zuletzt das noch Fehlende an den 200,000 Franken Assignaten, die baar bezahlt werden mußten. Als die andern Zahlungsfristen fällig wurden, fielen die Assignaten in einem solchen Verhältnisse, daß Julius mit zehn Louisdoren seine letzten 200,000 Livres abtrug, und so hatte er folglich mit durch glückliche Speculationen auf dem Perron gewonnenen baaren zehntausend Franken eine Herrschaft errungen, die ungefähr mehr als zwei Millionen werth war, achtzigtausend Livres vor der Revolution ertrug, und die nothwendig noch viel mehr ertragen mußte, sobald der Revolutionssturm ausgetobt hatte.

Die Regierung des Directoriums war kaum in das Luxembourg eingezogen, als der durch die Speculationen auf dem Perron so gewaltig reich gewordene Julius Vernon den Baron d'Iverny um die Hand seiner Tochter bat. Diese Verhandlung fand auf einem Balle bei Barras statt.

— „Unsere Arrangements wären also ungefähr folgende," sprach Julius zu seinem künftigen Schwiegervater: „Sie geben Ihrer Tochter 600,000 Franken mit, deren Empfang ich bescheinige und auf meine Herrschaft Glavigny hypothecire; weil aber diese Mitgift sehr groß ist, so gebe ich Ihnen die Hälfte davon nach der Trauung zurück. Dies macht dreimalhunderttausend Franken, die Sie zurück erhalten."

Dieser Vorschlag gefiel dem Baron, den Tancred ganz richtig beurtheilt hatte. Am Tage, als Julius Vernon seine Vermählung mit Fräulein Constance vollzog, rief Graf Brancheville in einem Anfalle edler Wuth: — In welchen Zeiten, große Götter! leben wir? Der Dämon der Revolution hat die ganze Welt verdorben. Mußte deswegen die Monarchie umgestürzt werden, damit ein Bürgerlicher über einen Mann meines Standes triumphire und damit dieser erbärmliche Herr Vernon mich, den Grafen Armand von Brancheville, auslache!"

VII.

Die Börse.

Als nach dem schmählichen Falle der Assignaten und ihrer Nachfolger, der Mandaten, die Finanzkrisis aufgehört und die Siege der französischen Heere dem Handel einige Wege wieder geöffnet und eine gewisse Sicherheit wieder gewährt hatten, sank die Agiotage, und der Perron sah nicht mehr die Schaar der Speculanten auf sich zueilen. Um aber über diesen Verlust sich zu trösten, behielt das Palais-Royal einige andere Industrien bei, die von Tag zu Tag blühender wurden.

Während der ersten Jahre der Restauration irrte noch das Gespenst der alten Agiotage auf dem Perron umher, und zwar als ein alter Mann, der das Glück feil bot. Langsamen Schrittes durchzog er die Gallerie und rief mit feierlicher Stimme: — „Zwanzigtausend Franken für zwanzig Sous!" Wer will? Eilen Sie, meine Herren und Damen! greifen Sie

zu! zwanzigtausend Franken für zwanzig Sous! — Der Mann verhandelte weder den Missisipi, noch Nationalgüter, sondern nichts mehr und weniger, als auf den Staat zu ziehende und von der Lotterie ausgestellte Wechsel, — ein schlechtes Haus jedoch, das von zehntausend Billets nur ein einziges bezahlte.

Um sich für das dem Perron zugefügte Unrecht zu entschädigen, hatte das Palais-Royal in allen vier Ecken Lotterie-Bureaux und drei öffentliche Spielhäuser, die einige Banken bereicherten. An einem schönen Morgen erwachte jedoch die sanft entschlafene Moral. Man machte die Bemerkung, daß Spiel und Lotterie zwei scheußliche und immer blutende Krebsschäden seien. Ehrsame Bürgerschaft beschwerte sich bitter, daß ihre Köchinnen die Kochtöpfe abrahmten, um betrügerische Ternen zu setzen; — die Terne war der parasitische Gourmand, der gefräßige Gast, der sein tägliches Couvert in allen Haushaltungen hatte. Auf der anderen Seite fanden sich Söhne und selbst Familienväter, die sich an der Roulette zu Grunde richteten, Schreiber von Notaren und Kassendiener, die im Spiel das Geld ihrer Herren verloren. Solchem Scandal mußte ein Ende gemacht werden. Lotterie und Spiel wurden glücklich abgeschafft, Agiotage durfte aber fortbestehen, und so geschah es denn, daß alle habsüchtigen Begierden der Börse zuströmten,

und alle Glücksjäger zu dieser offen gelassenen Pforte hineineilten. Von jetzt an spannte das Genie der Industriellen alle Kräfte an, um die von allen Seiten herbeiwogenden neuen Rekruten recht festlich zu empfangen. Man erdachte gewisse Speculationen, die äußerst vortheilhaft Schwarz und Roth, Creps und Roulette ersetzten; man schuf Geschäfte, die für jedes Vermögen paßten; man erneuerte im Kleinen Law's System, und entdeckte plötzlich den Missisipi in Frankreich selbst, der dargestellt wurde unter einer Unsumme von seit undenklichen Zeiten vergessenen Bergwerken, da gab es jetzt Gold-, Silber-, Asphalt-, Bitumen- und selbst Diamantengruben. Die Actien der **Rue Quincampoix** kamen von Neuem auf's Tapet, aber in ganz kleine Theile zerschlagen, um dadurch der Summen theilhaftig zu werden, die sonst die Lotterie verschlang, und somit hat man nun abermals das Spiel. Jeder kann an demselben Theil nehmen, Männer wie Weiber, Greise wie junge Leute, Reiche wie Arme, Notare und ihre Schreiber, Bankiers und ihre Kassendiener! Der Mann von Perron ist auf den **Boulevard de Gand** gezogen und in die Galerien der Börse, seinen alten zerrissenen Rock hat er weggeschenkt und schreit nun im elegantesten Kostüme den Liebhabern zu: — „Zwanzigtausend Franken für zwanzig Sous! Wer will?

Greifen Sie zu, meine Herren und Damen! Hier haben Sie die schönste Auswahl unter allerlei Actien!" Die Franzosen brauchen ihre Väter um Nichts zu beneiden; die Gesetze der Zeit und der Arbeit sind vernichtet, denn der Zufall der Agiotage kann in wenig Stunden einen armen Teufel, der kühn genug ist, sein weniges Geld zu wagen, oder geschickt genug, um dasjenige auf das Spiel zu setzen, was er nicht hat, zum Millionär machen.

Es ist Mittag, die Menge drängt sich auf dem neuen Perron, auf dem Perron bei Tortoni, wo die Nebenbörse aufgeschlagen und der Stell-Dich-ein ist, wo sich schon am frühen Tage alle Faiseurs einfinden, um ein Vorspiel von den Operationen des Tages zu liefern. Rings um diesen kleinen Tempel dampfen zahlreiche Kessel; — das ist der Asphalt, der seine Proben den Augen der Speculanten vorweist. Jedes Bitumen bemächtigt sich einiger Ruthen Bodens und legt seine Tafeln auf dem der industriellen Chemie geweihten Boden zur Schau aus. Die Actien steigen mit dem Rauche, das Gesellschaftskapital befestigt sich durch den bituminösen Cement. In weniger als einer Stunde steigt der Coupon von fünfhundert Franken auf fünftausend, oder fällt unter Null zurück. Reichthümer häufen sich zusammen,

oder verschwinden, wie vor hundert und zwanzig Jahren in der Straße Quincampoix.

Ein hochgewachsener ungefähr fünf und sechzigjähriger Mann, mit ausgezeichneter Physiognomie, einfach gekleidet, aber mit mehreren Dekorationen im Knopfloch, tritt so eben in einen der Säle des oben genannten Café's. Ein junger Wechselagent beeilt sich, ihm dienstfertig entgegen zu kommen, beide setzen sich an einen Tisch, nnd der Alte beginnt zum Geschäftsmann: — „Lassen Sie uns unsere Rechnung abschließen! Wie stehen wir?"

Der Wechselagent zieht aus seiner Tasche ein dickes Portefeuille, überreicht seinem Clienten einige Papiere, und antwortet, nachdem er schnell Einiges geschrieben und mehrere Zahlen zusammenaddirt hat: — „Hier ist das Verlangte. Sehen Sie es durch."

„Alles ist in bester Ordnung und vollkommener Richtigkeit," entgegnete der alte Herr nach kurzer Durchsicht. „Ich bin verdammt maltraitirt worden, allein es ist mein eigener Fehler. Ein Mann meines Ranges wird sich nie recht in solchen Geschäften zurecht finden.... Wir meinen also, daß ich eine Differenz von achtundvierzigtausend Franken zu zahlen habe? Nehmen Sie diese Anweisung auf die Bank und diese Bankbillets. Ist das Alles, was Sie zu fordern haben? Ihr Honorar ist mit in dieser Summe begriffen?"

„Ja, Herr Graf.“

„Nun, so geben Sie mir eine Quittung.“

„Hier.“

„Gut! Adieu mein Herr!“

„Wollen mir der Herr Graf keine neue Aufträge ertheilen?“

„Nein. Ich habe hinreichend genug an diesem Actienspiel.“

„Ich könnte Ihnen jedoch jetzt einige sehr vortheilhafte Vorschläge machen; so z. B. ein Geschäft, das gestern erst an die Börse kam, und enorme Interessen abwerfen muß. Die Actien sind bereits im Steigen, doch kann ich Ihnen noch welche al pari verschaffen.“

„Viel Dank, mein Herr; ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich nicht mehr speculiren will. Ich habe geschworen, keinen Fuß mehr in diese verdammte Galeere zu setzen, die man Börse nennt. Behalten Sie Ihre Actien, ich werde Wort auch halten.“

Graf Brancheville (denn er war es) stieg nach diesen in trockenem und stolzem Tone gesagten Worten in sein Kabriolet und fuhr in den Foubourg St. Germain.

Dreiundvierzig Jahre waren verflossen seit dem Tage, wo wir dem Grafen Armand von Brancheville auf dem Balle der Schlachtopfer begegneten. Der Graf fühlte sich, wie wir gesehen, höchlich be-

leidigt, daß ihn bei dem Fräulein d'Iverny ein Rival ausgestochen hatte, der nicht einmal ein Edelmann war, und sehr gern würde er sich für diese Beleidigung gerächt haben, wenn seine aristocratischen Grundsätze ihm erlaubt hätten, sich mit einem bloßen Roturier zu schlagen.

Um sich von seinem Herzenskummer und der seiner Eigenliebe zugefügten Demüthigung zu zerstreuen, warf sich der ci-devant Graf Brancheville in Ermangelung eines Bessern in die im Finstern schleichende Politik, und weil er seine Talente schon im Voraus für künftige Zeiten nützlich anwenden wollte, schloß er sich an die Unzufriedenen an und betrat die dornenvolle Bahn der Verschwörungen. Er conspirirte gegen das Direktorium, gegen das Konsulat, und war zuletzt glücklich genug, seinen Kopf aus diesem gefährlichen Spiele zu retten. Denuncirt, verfolgt, gerichtet und in seiner Abwesenheit verurtheilt, flüchtete er abermals nach England, wo er wieder zum Scheermesser und Brenneisen griff. Als seine Familie endlich später nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er von ihr Geld und machte eine Vergnügungsreise in die vereinigten Staaten. Mit den Bourbons kam Graf Brancheville im Jahre 1814 nach Frankreich zurück. Die von ihm geleisteten Dienste, sein Titel, seine Eigenschaft als Emigrirter und ehemaliger Ver-

schwörer gaben ihm Ansprüche auf alle Arten von Gunstbezeugungen; diese wurden ihm reichlich zu Theil, und er mit Stellen, Würden, Pensionen, Dotationen überhäuft. Als großer und mächtiger Herr verband er sich mit einer altadelichen Familie, und erhielt von seiner im Wochenbette gestorbenen Gemahlin eine einzige Tochter. Seines Alters ungeachtet dachte der Graf doch an eine zweite Vermählung, um den erlauchten Namen der Brancheville nicht aussterben zu lassen, als die Julius-Revolution ihn sehr zu ungelegener Zeit mitten in seinen Planen überraschte und ihn aus den Regionen, in welche Gunst ihn erhoben hatte, hinunterstürzen ließ. Seiner Aemter und Pensionen beraubt, überlegte der Graf nach langen sieben Jahre hindurch vereitelten Hoffnungen, ob er nicht von der Industrie wenn auch nicht seine Würden, doch wenigstens seine verlorenen Reichthümer wieder erhalten könne: — „Fortuna,“ dachte er, „hat mir einen sehr übeln Streich gespielt, als sie einst meinen Nebenbuhler begünstigte, sie ist mir folglich eine Entschädigung schuldig.“ Und bis zur Agiotage ließ er sich herab; Fortuna aber mußte wahrscheinlich glauben, sie habe für die Labranche's genug gethan; die Börse richtete den Grafen vollends zu Grunde. Sehr glücklich für ihn hatte ihm einer seiner verstorbenen Verwandten eine beträchtliche Leibrente hinter-

lassen, und solchergestalt für seine Zukunft unbesorgt, sagte er allen Speculationen Valet, weil er überdies die feste Ueberzeugung hegte, daß er seine Tochter Laura, den edeln und wunderlieblichen letzten Sprößling der Brandhevillen, gewiß auch ohne Aussteuer vortheilhaft würde verheirathen können.

An demselben Tage, an welchem Graf Brancheville für immer dem Börsenspiele entsagte, ging ein junger Mann, Eduard Vernon genannt, durch die Passage des Panoramas und nahm seinen Weg nach der Börse zu an der Seite seines Freundes Raimbaut, eines der kühnsten Speculanten der Coulisse.

„Ja," begann Eduard, „ich will es meinem Vater nachmachen, er liebte ein adliches Fräulein, deren Hand man ihm abschlug, weil er nur bürgerlichen Herkommens war; da fing mein Vater an zu speculiren, war glücklich, wurde reich und nun gab ihm Baron d'Iverny seine Tochter ohne allen Anstand."

„Geld, viel Geld," versetzte Raimbaut, „hat stets den ersten Rang unter allen Adelsstufen eingenommen. Schau' um Dich! Wer nimmt am Hofe, wer in der Stadt den ersten Rang ein? Die Reichen. Wirf einen Haufen Thaler zusammen, der höher, als der Stammbaum Deines Grafen Brancheville ist, dann stehst Du höher, als er, Du auf Deinem Golde, er auf seinem Baume."

„Und gerade dieser Graf Brancheville war meines Vaters Nebenbuhler bei Fräulein d'Iverny, daher habe ich ihm auch meine Liebe zu Laura streng verborgen gehalten, und werde nur mit meinem Portefeuille in der Hand mich ihm erklären."

„Ja, ein gut gespicktes Portefeuille! Das besiegt alle Schwierigkeiten, vorzüglich jetzt, wo die Bankbillets im Steigen, die Pergamente aber im Fallen sind. Aber sage mir doch, wie viel ist denn von Deines Vaters Vermögen auf Dich gekommen?"

„Nicht viel! Meinen Vater trafen mancherlei Unglücksfälle; zwei Wechselhäuser, denen er starke Summen anvertraut hatte, machten Bankerut. Er wollte seinen Verlust wieder hereinbringen und machte unglückliche Güterspeculationen; kurz und gut, er hinterließ mir und meinem Bruder nicht mehr, als 200,000 Franken zum Theilen. Mein Bruder ist vor fünf Jahren nach Westindien." — „Ich will," sprach er, „dem Beispiele unseres Ahnherrn folgen, der in Martinique großes Vermögen erwarb, glücklicher aber, wie er, gedenke ich meine Schätze vor dem Schiffbruche zu sichern." Charles hat auch wirklich gute Geschäfte gemacht, und soll baldigst, wie ich hoffe, so reich heimkommen, als er werden wollte."

„Das Mittel, das er dazu anwendete, paßt für Dich nicht, weil Dir nicht so viel Zeit bleibt, das begreife ich. Aber die Börse, Freund, die Börse! Das ist unser Amerika, wohin man mit einem Kabriolet kommen kann; das ist unser Pactolus, das der wahre Tempel, in welchem Plutus das Flehen der Gläubigen gnädig erhört."

„Auf was soll man speculiren?

„Auf was Du willst. Du mußt heute kaufen, was morgen steigen, und losschlagen, was fallen wird. Das ist das ganze und nicht schwere Geheimniß."

„Im Gegentheile, mich will es gerade sehr schwer bedünken, heute zu errathen, was morgen geschehen wird."

„A bah!... Du wirst doch keine Schwierigkeit dabei finden, eine Hausse vorauszusehen, die Du selbst veranstalten kannst?"

„Nun, und wie wird denn eine Hausse gemacht?

„Da hast Du das Recept. Nehmen wir an, ich lasse einen Prospektus los in alle Welt, in dem ich ankündige, daß man in der Gegend von Nanterre ein Goldbergwerk entdeckt habe. Der Fleck, wo es liegen soll, gehört mir, jetzt laß ich mir ein Privilegium zu seiner Ausbeutung geben, und gründe nun dazu eine Gesellschaft. Das Gesellschaftskapital

muß also eine Million, in tausend Actien zu tausend Franken vertheilt, sein. Du bist mein Associé, aber wohlverstanden ganz im Geheimen; Du willst nun unsere Actien vortheilhaft anbringen.... Nichts natürlicher! Nun, was thust Du? Du kaufst alle diese Actien, das heißt, wir behalten sie in unserem Portefeuille. Jetzt giebst Du einem Wechselagenten den Auftrag, ungefähr zwanzig Stücke davon zu kaufen. Der Wechselagent verlangt nun Actien von der Goldmine, er findet aber keine verkäuflich; er bietet Agio darauf, und erhält doch noch keine. Andere Helfershelfer treiben das gleiche Spiel. Die unfindbaren Actien erhalten Gunst, man will um jeden Preis welche haben; jetzt verkaufst Du zehn Stück, jede zu zehntausend Franken, und plötzlich werden unsere Actien zu zehntausend Franken notirt. Den günstigen Augenblick benützen wir, suchen so viele, wie möglich, um diesen Preis anzubringen, und unser Geschäft ist gemacht. Haben wir keine Goldgrube, so kaufen wir das Erste, Beste was sich uns darbietet, einen Mastyx, einen chemischen oder industriellen Prozeß, und verfahren nun mit ihm nach derselben Procedur. Verstehst Du es jetzt?"

„Ich verstehe so viel davon, daß ein solcher Handel mir keineswegs ansteht."

„Du bist noch von Vorurtheilen befangen! In diesem Falle aber, mein Bester, mache Dich schnell von hier weg. Da kommt ein Omnibus, das ist ein Fuhrwerk für vorurtheilsvolle Leute, er wird Dich weit von dieser profanen Welt hinwegführen."

„Nein, auch ich will speculiren, aber ohne Hinterlist und Rückhalt und ganz offen und nach meiner eigenen Beurtheilung, ob die Geschäfte gut oder schlecht sind."

„Ich verstehe! Du willst nur das gewöhnliche Börsenspiel treiben?"

„Ja!"

„Wie die große Heerde der Actionäre, die so bequem von den großen Industriellen geschoren werden? Dann, mein armer Freund, beklage ich Dich, Deine hunderttausend Franken und Deine Liebe! Doch will ich Dich noch nicht verlassen, und Dir in dem vorgenommenen Wege noch manchen guten Rath geben."

Raimbaut hatte Recht. Eduards Gewissenhaftigkeit versprach ihm kein auffallendes Glück, doch begünstigte Fortuna den Sohn eben so, wie sie den Vater begünstigt hatte. Die Vernons sollten an beiden Enden der Rue Vivienne für den Schaden in der Rue Quincampoix entschädigt werden. Eduard kaufte und verkaufte so glücklich, daß er in kurzer

Zeit sein Kapital vervierfacht hatte. Als er sich nun für reich genug hielt, um die Comtesse Brancheville heirathen zu können, kam es zu Erklärungen, und mit Laura's Zustimmung begab er sich zum Grafen und hielt um die Hand seiner Tochter an.

Das war ein Freudentag für Graf Brancheville, jetzt konnte er an dem Sohne die vom Vater erlittene Schmach rächen.

— „Ich bin kein Baron d'Iverny," antwortete er Eduard, „und verkaufe meine Tochter nicht für Gold. Glauben Sie denn, mein Herr, die uns beherrschende Revolution habe alle Stände so gleich gemacht, um Sie auf gleiche Stufe mit meinem Hause zu erheben, und Ihnen, Vernon, Ihnen das Recht zu geben, eine Brancheville zur Ehe zu begehren? Komische Idee, die mich beleidigen könnte, wenn ich sie nicht lieber belustigend finden wollte! Gehen Sie, mein Herr, Sie haben sich in der Thüre geirrt! Gehen Sie mit Ihrem Antrag zu irgend einem Wechseltrödler, hier erhält man nur Zutritt, wenn man mit guten alten Adelsbriefen versehen ist. Den schlimmen Zeiten zum Trotz bin ich gar nicht in Verlegenheit, für meine Tochter eine für sie und für mich gleich anständige Parthie zu finden."

Eduard hatte sich wie ein Verzweifelter in die Speculation geworfen, wie ein Mann, der zu sich

selbst sprach: „Alles oder Nichts. Reichthum, oder eine Kugel vor den Kopf!" Denn für ihn war Reichthum Glück. Jetzt, herabgestürzt vom Gipfel aller seiner schönen Träume, fand er sich eben so unglücklich, als wenn er Alles verloren hätte, und leicht würde er vielleicht der in ihm herrschenden Verzweiflung Gehör geschenkt haben, wäre nicht gerade zu rechter Zeit sein Bruder Charles Vernon von Martinique angelangt. Kaum hatte Eduard ihm seine Leiden geklagt, so rief Charles: — „Wie! Graf Brancheville will Dir deshalb seine Tochter nicht geben, weil er von Adel ist und Du nicht?... Aengstige Dich nicht länger, lieber Bruder, ich verspreche Dir, Dich mit seiner Tochter zu verheirathen, und zwar nicht darum, weil ich Dir 300,000 Franken mitbringe, die ich für Dich gewonnen habe, und die Dir als freies Eigenthum gehören, sondern weil ich in Martinique gewisse Papiere vorfand, die unserem Aeltervater gehörten, und die Dir von einigem Nutzen sein dürften. Komm mit mir, wir wollen sie nochmals untersuchen, morgen früh besuchst Du den Grafen abermals, und ich versichere Dich, Du wirst ihn geschmeidiger treffen."

Am folgenden Morgen begab sich Eduard richtig zum Grafen Brancheville, und bat um geheimes

Gehör, weil er ihm eine Nachricht von hoher Wichtigkeit mitzutheilen habe.

„Hören Sie mich geduldig an," begann Eduard zum Grafen! was ich Ihnen zu sagen habe, ist für Sie wichtig und verdient Ihre volle Aufmerksamkeit!"

„Reden Sie also, ich bin ganz Ohr."

„Im Jahre 1720 gab es in Paris einen Grafen von Vernon, der durch Law's Betrügereien ruinirt wurde."

„Ein Graf Vernon?" wiederholte Graf Brancheville verächtlich; „wollen Sie vielleicht zwischen diesem vorgeblichen Grafen und zwischen Ihnen eine Verwandtschaft erfinden, und haben Sie dieses Mittel gewählt, um mich zum zweiten Male um meiner Tochter Hand zu bitten?"

„Haben Sie die Güte, Herr Graf, mich ohne Unterbrechung anzuhören, ich werde mich später über Alles weitläufiger auslassen, was auf eine Verwandtschaft zwischen mir und dem vorgeblichen Grafen Vernon Bezug haben könnte. Doch muß ich Ihnen zuvor erklären, daß ich jedes hier von mir gesprochene Wort im Augenblick und auf die schlagendste Art beweisen kann.... Ich fahre also fort: der durch Law's Spitzbüberei zu Grunde gerichtete Graf Vernon hatte einen Bedienten mit Namen Jean Pitou, genannt Labranche, der zu gleicher Zeit mit

seinem Herrn, aber weit glücklicher, Speculations-geschäfte machte, denn da, wo der Herr sein Vermögen einbüßte, gewann der Diener zwei Millionen."

„Zwei Millionen!... Der Gesell hat ein unverschämtes Glück gehabt!"

„Der arm gewordene Graf ging nach Martinique, der reich gewordene Bediente ging in die Provinz. Graf Vernon legte unterdessen seinen Rang bei Seite, und wollte seinen Namen erst dann wieder annehmen, wenn das Glück ihn in den Stand gesetzt haben würde, ihn wieder mit Ehren führen zu können; als aber seine Unternehmungen ohne Erfolg blieben, starb er, entweder ohne seinem Sohne das Geheimniß eines Adels mitzutheilen, dessen urkundliche Beweise jenseits des Meeres blieben; oder, wenn er auch seinen Sohn davon unterrichtete, so bewahrte doch dieser vor seinen Kindern ein Geheimniß, das in der Revolution gefährlich werden konnte."

„Das war klug."

„Ja, Herr Graf, recht klug." Um nun wieder auf Labranche zu kommen, auf jenen Bedienten, dessen ich so eben erwähnte, so benutzte dieser recht wacker sein Glück, versagte sich Nichts, nicht einmal Schlösser, Pergament-Urkunden und Adelsbriefe."

„Der Galgenschwengel!"

„Er starb, gleich dem Grafen Vernon, ohne seinen Kindern das Geheimniß ihrer Abstammung mitgetheilt zu haben, so zwar, daß eine edle Familie noch heutiges Tages nicht weiß, daß sie von einem Lakayen abstammt.“

„Das ist Alles recht schön, mein Herr, was gehen aber mich diese Details an?“

„Sie werden es sogleich erfahren. Hier sind die Urkunden des Grafen Vernon; Sie verstehen sich darauf, sehen Sie nach, ob Alles in Ordnung ist?“

„Ja, Alles richtig! ächter, wahrer Adel und ein sehr braver Stammbaum.“

„Dieser Graf Vernon war mein Urgroßvater.“

„Sehen Sie!“

„Hier sind meine Beweise; prüfen Sie sie gefälligst.“

„In der That!...“

„Wollen Sie jetzt auch wissen, welchen Namen der ehemalige Bediente des Grafen Vernon annahm? Er ließ sich Graf Brancheville heißen!“

„Graf Brancheville! Welch' niederträchtige Verleumdung!...“

„Muß ich Ihnen abermals Beweise vorlegen, schriftliche, unumstößliche Beweise? Hier sind sie; Sie schreiben sich her von der Correspondenz meines Urgroßvaters mit einem berühmten Schriftsteller des

verflossenen Jahrhunderts, mit Marivaux. Lesen Sie. Die Briefe sind sehr geistreich und sehr amüsant, und würden ohne Zweifel bei ihrem Erscheinen äußerst günstig aufgenommen werden. Es wäre auch sehr leicht, ihre Authenticität herzustellen, wenn man sie nemlich mit den vielen Autographen vergleichen wollte, die sich von Marivaux in vielen Bibliotheken vorfinden. Marivaux, der auch die Idee hatte, aus dieser Geschichte einen Roman zu machen, sammelte überdies dazu auch officielle Documente, die man unmöglich widerlegen könnte. Vielleicht wünschen Sie selbst darüber zu urtheilen? Hier sind auch diese Beweise."

Der Graf durchlief die ihm von Eduard dargereichten Papiere und schwieg vernichtet.

„Und was gedenken Sie mit diesen Urkunden zu thun?" fragte er mit durch Schaam und Unruhe gedämpfter Stimme den jungen Mann.

„Welche Figur würden Sie im Faubourg St. Germain spielen, wenn ich sie veröffentlichte?.... Ihre Freunde hätten davon ein amüsantes Scandal und ihre Feinde darüber eine gewaltige Freude. Wie könnten Sie noch wagen, den Titel „Graf" zu führen? Und sollten sich einst Ihre politischen Hoffnungen verwirklichen, glauben Sie, daß Sie alsdann jemals am Hofe Zutritt finden würden?"

„Meinen Sie denn aber, mein Herr, ich würde Ihr Pamphlet ohne Antwort lassen?“

„Wenn schon von jeder Verleumdung Etwas haften bleibt, so dringt die Wahrheit um so eher ganz durch.“

„Die Wahrheit!... Wäre es Ihnen aber nicht gefällig, mein Herr, mir den Zweck Ihres jetzigen Schrittes und Ihrer officieusen Mittheilung zu eröffnen?“

„Allerdings officieuse und officielle Mittheilung... Ich komme zur Sache! Vor acht Tagen habe ich Sie um die Hand Ihrer Tochter gebeten, und heute erwarte ich Ihre Antwort.“

„Meine Antwort?“

„Ja, mein Herr! Graf Eduard von Vernon hat die Ehre, bei'm Grafen von Brancheville um die Hand seiner Tochter anzuhalten.“

„Was! wie! mein Herr! Dieser Documente ungeachtet?...“

„Ferner muß ich Sie noch benachrichtigen, daß seit unserer letzten Zusammenkunft mein Vermögen sich durch die Rückkehr meines Bruders fast verdoppelt hat; er machte nemlich in Martinique einige alte Forderungen unserer Familie flüssig. Uebrigens kennen Sie in Hinsicht meiner die Gefühle der Comtesse Laura.“

„Aber diese Papiere, mein Herr, diese Papiere! würden Sie wohl in ihre Vernichtung willigen?“

„Ich würde Nichts, als die mich betreffenden Urkunden behalten; Alles, was Sie anginge, könnte verbrannt werden.“

„Herr Graf von Vernon, ich bewillige Ihnen meiner Tochter Hand.“

„Empfangen Sie meinen Dank; auch habe ich wohl nicht nöthig, Ihnen zu bemerken, daß mein gesammtes Vermögen zu Ihrer Disposition steht. Ich weiß, daß Sie Lust haben, das Schloß Ihrer Väter wieder an sich zu bringen....“

„Also, es ist eine abgemachte Sache; Sie verbrennen diese Papiere, sobald ich unsere Uebereinkunft unterzeichnet habe!“

„Ich werde sie gleich verbrennen. Was bedarf es zwischen uns der Verträge? Weiß ich nicht, was das Wort eines Grafen Brancheville gilt?“

Eduard warf die Papiere in's Feuer, und der Graf rief, ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit die Hand drückend: — „Recht so, Schwiegersohn, recht so! Ich sehe, Sie sind ein ächter Edelmann!“

VIII.

Leiden eines Nationalgardisten.

Die abgesagtesten Feinde der Nationalgarde sind die Schriftsteller. Exerciren und schildwachstehen will sich nicht gut mit Arbeiten des Geistes vertragen; die Bärenmütze wirkt auf den Verstand ungefähr gerade so, wie ein Lichtauslöscher auf die Lichtflamme. Der Huissier, der einen protestirten Wechsel präsentirt, wird häufig von einem Schriftsteller lieber gesehen, als der Tambour, der den Wachtzettel bringt, der mit andern Worten auch weiter nichts ist, als ein auf die Arbeiten, Pflichten, Vergnügungen, Gedanken, Gewohnheiten, Freiheit und Gesundheit des ehrsamen den Wissenschaften obliegenden Bürgers gezogener Wechsel, denn der Dienst der Nationalgarde reißt von allen diesen schönen zu den köstlichsten des Lebens gehörenden Dingen auf jeden Fall Etwas, sehr oft aber auch Viel hinweg.

Eine natürliche Folge hievon mußte sein, daß manche Schriftsteller ihre üble Laune gegen eine solche allgemeine und unangenehme Steuer ausließen, die von Allem erhoben wird, was das Leben angenehm und anmuthig macht; sie haben unternommen, ihr auf Wachten und Posten erlebtes Trübsal zu schildern, und das heißt noch den besten Nutzen aus seinem Ungemache ziehen. Die Erzählung der vielfachen Scherereien, der kleinern oder größern Unfälle, die in einer auf der Wache zugebrachten Nacht vorkommen können, wird immer interessant erscheinen. Der Bürgergardist wird in ihnen seine eigenen Schmerzen erkennen, und wer wird nicht mit Theilnahme Schilderungen von Leiden lesen, die er selbst empfunden hat? Wie glücklich preist sich der, der allen diesen Plackereien entschlüpft ist, in weichem Lehnsessel wird er das hartherzige Glück des Egoisten genießen, wenn er an seinem Kamine sitzend Sturm und Hagel an seine Fenster schlagen hört und dabei der armen Posten und Patrouillen gedenkt.

Romanenschreiber, Journalisten und Vaudevillisten sind aber nicht die Einzigen, die gegen die Nationalgarde geschrieben haben. Unter den unzufriedenen Bürgern, die ihre militärischen Denkwürdigkeiten aus Haß gegen die Wachtstube verfaßten, befindet sich ein der Schriftstellerwelt ganz fremder Voltigeur, der

gänzlich gegen seinen Beruf Soldat und Schriftsteller werden mußte. Die Unglücksfälle dieses Voltigeurs bilden eine vollkommene Epopöe; später werden wir sagen, wie das Manuscript in unsere Hände gerieth. Lassen wir den Helden selbst reden.

„Ich muß zuvörderst bekennen, daß der Dienst der Nationalgarde in mir einen Mann vom besten Willen gefunden hat. Sehr beredte Leute hatten mir die mancherlei Verdienste dieses Instituts gewaltig herausgestrichen, so daß ich nur die schönste Seite von ihm erblickte. Verführt von der Theorie, beschloß ich, mich auch der Praxis zu widmen. Bis jetzt war ich noch nicht eingeschrieben gewesen, ich meldete mich in schöner, einem Bürger wohlanstehender Aufwalluug selbst und verlangte meine Einreihung, und kam so den Forderungen des neuen Gesetzes zuvor, welches die Verpflichtung zum moralischen Selbstmord allgemein macht. Mein freiwilliges Opfer würdig zu belohnen, theilte man mich einer Eliten-Kompagnie zu; ich wurde auf dem Schlachtfelde der Mairie zum Voltigeur ernannt.

„Diese Ehre tief empfindend, sparte ich nichts, um mich recht anständig zu equipiren. Ich stand zu jener Zeit im Begriff, ein junges, liebenswürdiges und reiches Mädchen zu heirathen, wodurch alle meine Träume von ehelichem Glücke sich auf das Glänzendste reali-

siren sollten. Die Familie hatte mich gut aufgenommen, das Mädchen das Geschenk meiner Hand nicht ausgeschlagen, Alles ging seinen besten Weg. „Der Voltigeur ist unwiderstehlich," heißt es im Liede, daher wollte auch ich meiner Zukünftigen unter der hübschen Uniform des Bürgersoldaten noch besser gefallen. Ich muß gestehen, daß damals eine Charge, nur die allergeringste, die Charge eines Korporals, mich höchst glücklich gemacht haben würde, die Borten eines Sergeanten hätten mich auf den Gipfel des Glücks erhoben, denn mir war bekannt, daß der weiblichen Eitelkeit solche Kindereien wohl gefallen, und verwünschte die schmähliche Gleichgültigkeit, die mich abgehalten hatte, früher in die Reihen der Bürgermiliz zu treten. Hätte ich mich schon im Jahre 1830 einschreiben lassen, dachte ich, so wäre ich jetzt wohl schon Unterlieutenant, und hätte das Ehrenkreuz; wie Jedermann, und Offizier, oder mit dem Orden geschmückt, mehr wäre nicht nöthig gewesen, um meiner Geliebten den Kopf zu verwirren. Vergebliche Wünsche! Ich mußte mich begnügen, als gemeiner Voltigeur zu glänzen.

„Freudig sah ich den Tag meiner ersten Wache anbrechen. Bei jeder neuen Sache werden wir von unsern Illusionen getäuscht. In meiner neuen Uniform und mir mit aller Gewalt ein recht martialisches

Ansehen gebend, ging ich auf meinen Posten; da betrachtete ich aufmerksam diejenigen meiner Kameraden, die mir die kriegserfahrensten schienen. Ich studirte emsig ihre degagirte Haltung, und die Leichtigkeit, mit der sie ihre militärische Ausrüstung trugen. Dann näherte ich mich respectvoll meinem Sergeanten, der zugleich mein Bäcker war, und hielt um die Erlaubniß an, mich auf eine Stunde lang von der Wache entfernen zu dürfen. Mein Vorgesetzter bewilligte mir diesen Urlaub, prägte mir aber wohl ein, die mir zugestandene Zeit nicht zu überschreiten. Nun begab ich mich gleich zu meiner Braut, die mich anfangs gar nicht erkannte und mich unbefangen fragte, was zu meinen Diensten stände. Als ich mich zu erkennen gegeben, betrachtete sie mich und lachte aus vollem Halse, zeigte mir aber von diesem Augenblicke an eine täglich sichtbarer werdende Kälte. Ich wollte die in so gutem Gange gewesene Unterhandlung wieder aufnehmen, man antwortete mir aber ausweichend; kurz und gut, — aus der Heirath wurde nichts. Es schien, der Voltigeur habe statt eines günstigen Eindrucks einen ganz entgegengesetzten hervorgebracht. Wenn ich dem Glauben beimessen muß, was meine ehemalige Braut einem meiner Freunde, der es mir wieder sagte, gestand, so sah ich in der Bärenmütze ganz abscheulich aus;

die Schildkrotbrille, die mir in Civilkleidung recht gut stand, machte einen lächerlichen Contrast mit der Montirung. Die Uniform ließ eine gewisse Anlage zu Dickleibigkeit hervortreten, die sonst in den bürgerlichen Rocke sehr geschickt maskirt wurde. Die Infanterie-Kamaschen machten meinen von Natur etwas großen Fuß noch breiter, und weil ich nicht groß bin, so erdrückte mich fast das Lederwerk. In meiner Patrontasche hätte ich mich selbst einquartiren können und mein Tornister ließ mich einem chinesischen Götzen ähnlich sehen, der einen Korb auf dem Rücken trägt, in den man Zündhölzchen steckt, und daher kam es denn, daß meine Verlobte mich malitiöserweise mit einem Phosphorfeuerzeuge verglichen hatte. Als ich mich endlich in meiner Uniform mit derjenigen Kaltblütigkeit und Bescheidenheit genauer betrachtete, die auf betrogene Erwartung und auf einen Laufpaß zu folgen pflegen, so mußte ich mir selbst eingestehen, daß sie nicht ganz unrecht gehabt hatte.

„Als ich zum zweiten Mal auf Wache commandirt wurde, zog ich als ein weniger eingebildeter Voltigeur auf. Ein Monat war verflossen, seitdem meine Heirath zu nichte geworden war, noch aber fand ich keinen Trost. Mit bitterem Gefühle schlüpfte ich in meine Uniform, wenn ich den unersetzlichen Schaden überlegte, den sie mir zugefügt hatte. Nach Möglich-

keit hatte ich jetzt zu vermeiden gesucht, was an der befohlenen Montirung nicht recht zu meiner Individualität passen wollte. Einer unserer berühmtesten Schneider hatte mir einen Caputrock machen müssen, mein Lederwerk war leichter, meine Patrontasche kleiner geworden, und Stiefeln mußten Schuhe und Kamaschen ersetzen; der Tornister blieb ganz weg und die Bärmütze hatte einem Tschakow, wie sie in gewöhnlichem Dienste getragen werden, Platz gemacht. Als ich mich aber im Spiegel betrachtete, konnte ich nicht in Abrede ziehen, daß ich doch noch wenigstens fünfzig Procente an meinen Reizen einbüßte und daß meine natürlichen Unvollkommenheiten in gleichem Verhältnisse stiegen.

„Ich kam auf die Schloßwache, den Ehrenposten. Unter meinen Kameraden waren mehrere lustige junge Gesellen, und ich beschloß, in ihrer Gesellschaft meinen Aerger zu betäuben. Mit meiner Heirath war es nichts, deswegen hinderte mich auch nichts, ein fröhliches Junggesellenleben zu führen. Es wurde beschlossen, bei Véry zu Mittag zu essen, und ich war begreiflich von der Parthie. Das Mahl war prachtvoll; unsere Voltigeurs soffen wie alte Kriegsgurgeln, und waren doch nur ehrsame Kaufleute, respectable Commis und liebenswürdige Clercs, die bereits um die Mitte des Essens Alles vertrunken

hatten, was sie an Verstand besaßen. Ich machte es, als guter Kamerad, wie die Andern, und zwar so gut, daß ich noch gerade Kraft genug hatte, im Fiaker auf meine Wache zurückzukehren. Es war Mitternacht, als ich anlangte, und gerade die Stunde, wo ich auf den Posten kommen sollte, ich wurde also an eins der Pförtchen des Carroussels aufgeführt. Es herrschte eine bittere Kälte. Von Mitternacht bis gegen zwei Uhr Morgens ist die Verdauung eines zu reichlichen Mahles ein schmerzvolles Geschäft, wenn man bei rauhem Wetter unter freiem Himmel mit der Nase im Wind und mit den Füßen im Wasser Schildwache stehen muß. Als man mich ablöste, lag ich langgestreckt ohnmächtig auf der Erde. Ich hatte eine fürchtbare Kolik, der eine Magenentzündung folgte, von der ich niemals ganz hergestellt wurde.

„Bei meiner nächsten Wache dinirte ich in der Wachstube selbst einen Hühnerflügel und trank eine Flasche gefärbtes Wasser; die Lebemänner meiner Kompagnie mußten diesmal ohne mich ihr splendides Mahl abhalten. Ich hatte es so veranstaltet, daß ich am Tage Schildwache stehen konnte, und brachte folglich die Nacht auf der Wache zu. Ich versuchte zu schlafen, das war aber unmöglich, man plauderte, lachte, schrie, rauchte, und wollte ich wohl oder übel, zuletzt mußte ich doch Theil nehmen an diesen Unter-

haltungen. Zuletzt wurde noch gespielt und eine Bouillotte etablirt, an der ich auch Theil nahm. Das Glück war mir nicht günstig, ich aber wurde nur um so hartnäckiger, verlor Alles, was ich bei mir hatte, spielte dann auf Ehrenwort und endigte damit, daß ich eine tüchtige Summe verlor, die ich am andern Morgen bezahlen und mich in bedeutende Verlegenheit versetzt sehen mußte.

„Dies verlorene Geld und die früher davon getragene Magenentzündung machten mir das Voltigeurwesen und die Junggesellenwirthschaft gleich sehr verhaßt. Von der Nationalgarde loszukommen, gab es kein Mittel, das Heirathen war mir aber nicht verboten. Inzwischen zeigte sich mir auch eine andere Parthie, zwar weniger vortheilhaft als die frühere, demungeachtet schlug ich ein, und war ungefähr vierzehn Tage glücklich verheirathet, als die vierte Wache an mich kam. Im Honigmonate eine Nacht über als Schildwache halbtodt frieren oder als Patrouille im Schmutz herumpatschen müssen, ist ein ganz schlechter Spaß. Das Patrouilliren fiel in dieser Nacht übel für mich aus. Nachdenklich zogen wir ganz in der Stille die Straße St. Honoré entlang, als zwei Besoffene uns entgegentaumelten. Unser Korporal, der mit holländischer Bouillon handelte, war geschworener Feind jedes andern Getränkes und waren ihm

hauptsächlich alle Trunkenbolde ein Greuel. Die uns jetzt Begegnenden störten übrigens auf keine Weise die Sicherheit des Staates, selbst nicht einmal die Ruhe der Stadt; sie beobachteten ein sittsames Schweigen und suchten nur ihr Lager zu gewinnen, was ihnen, obgleich Einer den Andern unterstützte, schwer genug wurde. Ohne unserem hohen Auftrage also das Mindeste zu vergeben, hätten wir diese friedsame Besoffenheit ruhig ihres Weges können ziehen lassen; dies war aber nicht die Ansicht des Korporals, dem die Witzbolde der Kompagnie den Beinamen „Gottfried von Bouillon" gegeben hatten. — „Das sind Vagabunden," rief er, „die Bengel müssen arretirt werden." Die Bengel aber, denen ihre Arretirung wahrscheinlich etwas willkührlich vorkam, erlaubten sich einigen Widerstand und vertheidigten sich gegen die öffentliche Macht so kräftig, daß ich im Handgemenge einen sündlichen Faustschlag erhielt, der mir das linke Auge fast aus dem Kopfe und zwei Schneidezähne in den Hals hineinschlug. Ich stürzte zu Boden und die Trunkenbolde entwischten. In einem bedauernswürdigen Zustande wurde ich auf die Wache gebracht. Mein tapferes Benehmen und meine Blessur wurden im Tagsbefehle belobt, konnte aber dieser unfruchtbare Ruhm mich für den Unstern trösten, der mein Gesicht betroffen hatte? Als ich vor meiner

Frau erschien, verhehlte sie mir keineswegs, daß sie mich sehr häßlich fände, und in der That sah ich auch scheußlich genug aus. Das Auge kam zwar allerdings wieder in Ordnung, die beiden Zähne wollten aber nicht wieder wachsen.

„Als ich sechs Wochen nach dieser Begebenheit zum fünften Male die Wache bezog, that mir mein Capitain die Ehre an, mich zu becomplimentiren und mir die Versicherung zu geben, daß man an mich denken werde, sobald eine Vacanz unter den Korporalen der Kompagnie sich ergeben würde. Ich verhieß mir selbst, daß wenn ein solcher Posten mich jemals zum Führer einer Patrouille machen sollte, ich gewiß alle Besoffene in ganz Paris frank und frei passiren lassen wollte. Unterdessen wurde mir in Betracht meiner Blessur die Gunst zu Theil, in dieser Nacht keine militärische Promenade machen zu dürfen, leider konnte ich mich aber nicht vom Schildwachestehen losmachen, das mich von zwei bis vier Uhr des Morgens traf. Die Kälte war noch eben so streng, als in jener denkwürdigen Nacht meines Diners bei Véry. Dieses Schildwachestehen ließ mich besser als die Geschichte des Herrn von Segur die Leiden begreifen, deren Beute das tapfere französische Heer während des Rückzuges aus Moskau wurde. Ganz vernichtet warf ich mich nach meiner Ablösung auf die Pritsche und träumte wäh-

rend meines Schlafes von der Beresina und den Gletschern Grönlands und den Alpen. Als ich erwachte, fühlte ich die stechendsten Schmerzen, vergebens versuchte ich, aufzustehen. Ein Arzt, mein Kamerad in der Kompagnie, trat zu mir heran und sprach, als er mich untersucht hatte, ganz kalt: — „Es ist weiter nichts.... ein kleiner Rheumatismus!" Lächelnd setzte der Sergeant hinzu: — „Fructus belli!" Wirklich hatte mich ein starker Rheumatismus befallen, den ich bis an das Ende meine Tage behalten werde.

„Nach so vielen unglücklichen Feldzügen glaubte ich mit Recht mich unter die Invaliden versetzen lassen zu dürfen, und verlangte meinen Abschied, erhielt aber nur einige Monate Urlaub, und sah mich gezwungen, mit Eintritt des nächsten Winters abermals meine Dienste zu beginnen. Nicht ohne Furcht zog ich meine Uniform an. Jede meiner ersten fünf Wochen war mir durch irgend ein trauriges Ereigniß merkwürdig genug geworden, und gewaltig zitterte ich vor der sechsten, doch stand ich gerade im Begriff, zu dieser Zeit ein für mich sehr wichtiges Geschäft abzuschließen, und jeder andere Gedanke mußte vor den schweren Sorgen weichen, die meinen Geist in Anspruch nahmen. Mein ganzes Glück stand in einer Zusammenkunft auf dem Spiele, die ich mit einem fremden Kapitalisten haben sollte, einem reichen deut=

schen Bankier, der in Paris erwartet wurde und sich nur vierundzwanzig Stunden verweilen wollte; ich mußte ihn folglich auf seiner Durchreise zu erwischen suchen. Von Frankfurt hatte ich die Nachricht erhalten, daß mein Mann zu Ende der Woche in Paris anlangen würde, ich hatte folglich mehrere Tage vor mir. Mein Dienst als Nationalgardist ging diesmal ohne Unfall vorüber; das Wetter war schön, die Nacht sanft und friedlich, und als ich meine Wohnung nach verrichtetem Dienste wieder betrat, war ich ganz mit meinem Stande als Voltigeur ausgesöhnt. Welcher Schrecken fuhr mir aber durch alle Glieder, als mir mein Portier die Karte des deutschen Bankiers überreichte. Ich stürzte in das Hotel, wo er abgestiegen war, und fand ihn schon in seinem Wagen, den Postillon im Sattel. — „Es ist recht ärgerlich," sprach er, „ich hatte aber keine Zeit, Ihnen nachzulaufen; das Geschäft ist abgeschlossen." Und fort fuhr er.

„So hatte mich nun der Dienst als Nationalgardist, nachdem er mir so übel mitgespielt hatte, auch mein Glück gekostet, denn Derjenige, der an meiner Stelle das Geschäft übernahm, gewann daran 200,000 Franken. Ich wurde beinahe wüthend; um mich zu beruhigen, beschenkten mich die beiden nächsten Wachen mit einem gewaltigen Husten und einer tüchtigen

Augenentzündung. Diese neuen Gebrechen gaben mir den Muth abermals, um meine Entlassung einzukommen; mein Gesuch wurde nicht gleich berücksichtigt, während des sich deshalb ergebenden Verzugs mußte ich aber meinen Dienst fortsetzen. Zum neunten Male bezog ich die Wache, machte mich auf ein neuntes Unglück gefaßt und waffnete mich gegen das unvermeidliche Schicksal mit dem Muthe der Apathie. Die vierundzwanzig Stunden der Wache waren ohne Unfall verstrichen, als ich aber heimkam, fand ich einen Brief vor und dachte bitter lachend: — „Da ist das Unglück, was ich erwartete!“ Der Brief war von meiner Frau.... Schon lange argwöhnte ich, daß sie im Einverständnisse sei mit einem ihrer Cousins, einem jungen hoffnungsvollen Gelehrten. Der Cousin sollte zu einer wissenschaftlichen Reise nach Syrien und Egypten abgehen, und bis dahin versprach ich, fleißig auf meiner Hut zu sein; meine Wache hatte aber meine Wachsamkeit und deren gute Wirkungen unterbrochen, und meine Frau, den Augenblick benützend, war nach Syrien abgereist.

„Ein nicht weniger hartes Geschick betraf mich nach diesem. Als ich nach meiner zehnten Wache nach Hause kam, fand ich die Thür meiner Wohnung gesprengt, meinen Sekretär zertrümmert, meine Schränke und Schubladen geöffnet und ausgeräumt. Während

ich für die Sicherheit der Stadt wachte, hatten Diebe meine Wohnung aufgebrochen, und, weil sie mich auswärts wußten, mit voller Bequemlichkeit arbeiten können, und mir nichts gelassen als die gröbsten Möbel. Mein Geld, meine Juwelen, meine Kleider und Wäsche, Alles war fort, mein Ruin vollständig.

„Ich möchte wohl wissen, was mir jetzt noch begegnen könnte," sprach ich zu mir selbst, als ich im nächsten Monat wieder auf Wache zog. In der Wachtstube selbst ging es an diesem Tage sehr laut zu; man verhandelte das eben vorgeschlagene neue Gesetz über die Nationalgarde. „Sich selbst zu stellen," nahm ich endlich das Wort in dem Streite, „ist eine Dummheit; das Gebot, sich Uniform anschaffen zu müssen, eine ungeheure Steuer. Man behauptet zwar, die ganze Ausrüstung koste nur sechzig Franken? Ja, nach der Rechnung des Generalstabs! Die Herren sind viel zu gute Soldaten und lieben den Ruhm zu sehr, als daß sie gute Rechner seyn könnten. Und wenn sie übrigens auch nur sechzig Franken kosten sollte, so wäre dies doch sechzig Franken zu viel; sie kostet aber wenigstens zweihundert Franken. Es ist wohl möglich, daß die Lieferanten sich anheischig machen, einen Bürger für drei Louisdore in einen Soldaten zu maskiren, eine solche Montirung muß aber so schlecht sein, daß sie alle

Jahre eine neue erfordert, und das wäre dann eine jährliche Steuer von sechzig Franken. Dies aber auch zugegeben: glaubt Ihr denn, die Nationalgarde würde dann zahlreicher oder der Dienst leichter sein? Leset nur das Gesetz; zum Exerciren, zu den Revuen, überhaupt zu jedem Ausrücken kann man gezwungen werden. Von jetzt an steht ihr unter dem Apell des Tambours oder man sperrt Euch ein; Ihr habt keinen einzigen Tag mehr für Euch. Von jetzt an müßt Ihr sagen: morgen gehe ich auf die Jagd oder zu einem Dejeuner, wenn nemlich nicht ausgerückt wird. Den Ober-Offizieren steht jetzt volle Gewalt zu, und jeder Kompagnie-Kommandant, dessen Eigenliebe sich von der guten Haltung seiner Kompagnie geschmeichelt fühlt, ruft seine Leute so oft als möglich zusammen. Hat ein Hauptmann lange Weile, so befiehlt er eine Waffenmusterung, um sich einen militärischen Zeitvertreib zu verschaffen; er läßt Euch zusammentrommeln, um zu seinem Vergnügen unter dem Fenster irgend einer Schönen vorüberzuziehen. Alles das wird frei in seiner Willkür stehen. Und seyd Ihr einmal vollständig ausgerüstet, so wird Euch nicht mehr verstattet, das Exerciren nicht zu können, und wöchentlich müßt Ihr wenigstens einmal zum Exerciren ausrücken. Und meint Ihr denn, die Regierung selbst gewinne viel bei diesem neuen Gesetze?

Ist es denn nicht eigentlich, nicht für das allgemeine Beste, sondern für den Stab, für die bevorzugte Klasse gemacht? Wäre es besser, die Nationalgarde würde weniger zahlreich, aber um so sicherer sein? Ist es vortheilhaft, die anerkannte Armuth noch bitterer zu stimmen, und die geheime Armuth noch mehr zu schröpfen, blos um dem Generalstabe Genüge zu leisten? Sollte es wohl vortheilhaft sein, zehntausend Studenten in Paris das Recht zu verleihen, sich in die Bürgermiliz aufnehmen zu lassen? ..."

„So raisonnirte ich der Kreuz und der Quere. Mein Lieutenant, mein Gegner in diesem Streite, war bald mit seinen Gründen zu Ende und nahm nun seine Zuflucht zu der Logik der Beleidigungen. Am andern Morgen zog ich von der Wache ab, um mich mit dem Lieutenant zu schlagen, und erhielt einen tüchtigen Stich in den Schenkel.

„Verwundet, bestohlen, von Gebrechen niedergedrückt, zog ich nochmals auf die Wache, und zog mir, um das Kapitel meiner Unfälle würdig zu schließen, einen Fluß auf der Lunge zu, der mit meinen übrigen Uebeln vereint nächstens einer vom Dienste in der Nationalgarde ruinirten Existenz ein baldiges Ende machen wird. Doch wünsche ich, daß meine Unglückfälle bekannt werden, vielleicht können sie dazu dienen, in das eben genannte Gesetz einige Aenderungen zu bringen.

Mein Catarrh, mein Rheumatismus findet vielleicht auf den Bänken der Pairie einige Herzen, die wissen, was solche Uebel eigentlich sagen wollen....“

Hier endigte das Manuscript. Wir theilen es mit, um den vom Verfasser in seinen letzten Augenblicken geäußerten Wunsch zu erfüllen, denn der unglückliche Voltigeur ist richtig gestorben und hat durch seinen Tod den Beweis geliefert, daß zwölf Wachen hinreichen, einen Menschen umzubringen, nachdem er auf ihnen alles Ungemach erlitten hat, das die arme Menschheit betrüben kann.

IX.

Der Pariser in der Provinz.

Kann der Provinz=Bewohner einige Wochen in Paris verleben, so hält er sich für den glücklichsten Sterblichen; Sorgen und den ganzen Troß der Geschäfte hat er von sich geworfen, ein neues, ein lachendes Leben thut sich vor ihm auf, die ganze Dauer seines Aufenthaltes ist eine ewige Reihenfolge von Vergnügungen, von Verwunderungen, von Ueberraschungen, Paris breitet freigebig alle seine Lockungen vor ihm aus, und so genießt er den vollen Zauber eines rasch vorüber eilenden Glücks. So glücklich gestaltet sich aber die Lage des Parisers, wenn er in die Provinzen gerathet, keinesweges; dort ist er genöthigt, sämmtliche Kosten seiner Vergnügungen selbst zu tragen, von einer unermeßlichen Schaubühne auf ein enges mittelloses Theater verschlagen, muß er alle seine Genüsse in den Triumphen seiner Eigenliebe suchen.

Es gibt Provinzialstädte, in welchen man den Pariser nur durch Handlungsreisende kennt; in solchen Städten hat man von den Parisern eine sehr hohe, sehr übertriebene Idee. Ist der Commis-voyageur ein hübscher Mann, so liefert er auch allerdings den besten Typus des Parisers. In ihm findet man in der Regel eine Musterkarte seiner vortrefflichsten Eigenschaften. Er zeichnet sich aus durch brillante Manieren, durch tadellose Haltung, er ist gekleidet nach der neuesten Mode, Calembourgs strömen von seinen Lippen, er besitzt mit einem Worte jede Anmuth, die der Schneider verleihen kann, und allen Witz und Geist, der im Theater des Palais-Royal zu haben ist. Und solcher Aufwand ist in manchen Provinzen nicht einmal nothwendig, um bedeutende Wirkung hervorzubringen.

Niemand versteht so, wie der Commis-voyageur, die Gabe der Rede umzutreiben, Niemand mißbraucht aber auch so sehr die von der Natur oder Erziehung, von seinem Schneider oder von dem Theater des Palais-Royal empfangene Ausstattung. In bescheidenem Dunkel hinlebend, so lange er in Paris ist, rafft er seine volle Gewalt, seine ganze Majestät zusammen, sobald er einmal in der Diligence sitzt. Hier beherrscht er seine Reisegefährten, mögen Sie auch sein, wer sie wollen, durch Wort und Gedanken.

Ist sein Nachbar ein Mitglied der Akademie, so unterjocht er ihn durch die Schärfe, Kühnheit und Abwechslung seiner literärischen Dissertationen, ist er Deputirter, so setzt er ihn durch die Tiefe seiner politischen Ansichten in höchste Verwunderung, abwechselnd und wie Jeder es will, ist er Philosoph, Kritiker, Epicuräer, Gelehrter, Geschichtskenner oder Witzmacher. Aber an der Tafel, da verdunkelt der Commis-voyageur erst Alles! Zu gleicher Zeit kann er mit wundervoller Leichtigkeit reden und essen; das aus dem Munde schlüpfende Wort und der in denselben einfahrende Bissen sind sich keineswegs hinderlich, jedes beugt rechter Hand aus, und so kommen sie aneinander vorbei, ohne sich zu stoßen. Die Diligence fährt nicht früher weiter, bis der Commis-voyageur fertig ist, er speist folglich ganz nach Bequemlichkeit. Hat er einen Gang in die Stadt zu machen, will er irgend eine Merkwürdigkeit sehen, auf ein Kaffeehaus gehen, oder wandelt ihn die Lust an, eine Parthie Billard zu spielen, so wartet man auf ihn. In der Regel ist er nemlich ein gewaltiger Billardspieler, und hat schon Ehren-Queues in zum Besten aller nur erdenklichen Unglücksfälle veranstalteten Parthien gewonnen.

So pittoresk nun aber auch der Pariser Commis-voyageur sich ausnimmt, so kann er doch nicht

für ein vollkommenes Musterbild dienen, er treibt nemlich Geschäfte, die ihn in Anspruch nehmen und ihm dadurch eine gewisse Specialität aufzwingen. Auch dadurch, daß er sich fortwährend im Cosmopolitismus herumtreibt, muß er sich endlich nothwendig verschlimmern. Das wahre, ächte Muster eines Parisers in der Provinz ist der Dandy, der sich ausdrücklich nur deswegen selbst erzeugt, um in einer Präfekturstadt den Herrn zu spielen, und seine Pariser Anmuth zur Schau zu tragen, — es ist der junge Verschwender, der in irgend ein Departement flüchtet, während seine Eltern oder sein Vormund seine Angelegenheiten ordnen, mit seinen Gläubigern unterhandeln und seine Wechsel einlösen; — es ist der junge geldbegierige Mann, der vor einer reichen Erbin in der Provinz Parade macht, und sich in seiner ganzen Glorie zeigt, um seinen Heirathsantrag um so gewisser realisirt zu sehen.

Ein solcher Pariser ist ein zwanzig-, dreißigjähriger Elegant; sein Lebenlang hat er als Dandy gelebt, der sich regelmäßig in der großen und in der italienischen Oper und auf den von der schönen Welt besuchten Promenaden gezeigt hat, der durch seine Gegenwart die ersten Vorstellungen der kleinen Theater ehrt und überall viel Lärm macht und viel Geld zum Fenster hinauswirft. In der Provinz

stellt er einen jungen der Welt überdrüssigen Mann vor, der an den Vergnügungen in Paris mehr als genug hat und jetzt als Dilettant reist, um neue Aufregungen zu suchen, seine Wißbegierde zu befriedigen, oder sich von einer gewaltigen Leidenschaft zu befreien.

Es giebt keine nur einigermaßen leidlich gelegene Stadt, die an ihrem Himmel nicht irgend ein solches Meteor hat aufsteigen sehen. Gewöhnlich veranstaltet unser Pariser im Theater seine erste Erscheinung. Hier stellt er sich dar in einem Kostüm, das nothwendig große Sensation hervorbringen muß. Mit hoher Kunst ist sein Haar geordnet, was er an Sammet besitzt, hat er am Leibe, die Pracht seiner Manschetten, die Poesie seiner Frisur wird zur Schau getragen. Mit academischer Fashion ruht sein Kinn auf seines Stockes goldenem Knopfe. Anmuthig spielen die Augengläser zwischen den Fingern, oder er incrustirt einen zierlich leichten Lorgnon in seine linke Augenhöhle, wo er ihn durch wundervolle Grimassen festzuhalten sucht. Der Pariser hat Effect machen wollen; sein Zweck ist vollkommen erreicht.

In jedem Provinzialtheater findet sich immer ein Winkel, in welchem die Incroyablen, die schönen Geister, die obersten Schiedsrichter, die das Wohl und Wehe der dramatischen Welt in Händen haben,

sitzen. Dies sind die Herren, welche die von der Direktion eingegangenen Engagements ratificiren oder annulliren; sie halten ihre Assissen nach den Osterferien, bei'm Anfang des Theaterjahres.

Mit seinem gewöhnlichen feinen Takte und Scharfsinn setzt sich der Pariser auf eine der diesem Areopage vorbehaltenen Bänke, wo er, Dank seiner glänzenden Erscheinung, sehr gut aufgenommen wird. Die jungen Leute in der Provinz schließen sich leicht an und sind mittheilsam, mit ihnen ist sehr leicht Bekanntschaft angeknüpft, ein einziger Zwischenakt reicht hin zu den Präliminarien der Freundschaft, und mit Ende des Stücks sieht sich der Pariser in ein Labyrinth von Punschbowlen verstrickt. Im Kaffeehaus ist der Pariser von zahlreichen Zuhörern umgeben, andächtig hört man ihm zu. Er erzählt von den Pariser Wundern, es entfallen ihm einige Worte von seiner Dienerschaft, von seinen Maitressen und Pferden, die er niemals gehabt hat. Nennt man irgend den Namen einer auffallenden Personnage, so ist diese Personnage sicher sein Freund. — „Sie reden von Lord S...,“ fängt er an. „Gerade am Tage vor meiner Abreise frühstückte ich mit ihm. Du wirst Dich da draußen scheußlich ennuyiren, sprach er zu mir, ein Mensch, wie Du, der Paris so liebt und so gerne dort gesehen ist!“ Fällt das

Gespräch auf Literatur, so steht der Pariser in den genauesten Verbindungen mit den berühmtesten Schriftstellern. Victor Hugo zieht ihn über seine Trauerspiele und andere Dichtungen, bevor er sie erscheinen läßt, zu Rath; Scribe hat er mehrere während des Frühstücks von ihm geschwind entworfene Vaudevilles gegeben, die sammt und sonders Furore gemacht haben, und ohne allen Zweifel würde er in der Schriftstellerwelt im ersten Range glänzen, wäre er den Wissenschaften nicht entzogen worden durch seine Verhältnisse und durch seine erhabene Stellung in der Welt.

Sehr bald wird nun unser Pariser der gesuchteste Mann in der Stadt, in welcher er seine flüchtige Residenz aufgeschlagen hat. Alle Merveilleux des Orts kleiden und frisiren sich, gehen und sprechen, wie er. Sorgfältig sucht er bei jeder Gelegenheit als Original aufzutreten, und Nichts ist ihm recht. Unaufhörlich fordert er Dinge, deren Namen in den Departements unbekannt sind. In seinem ganzen Anzuge liebt er die größten Uebertreibungen; er kann aber thun, was er will, niemals wird er lächerlich erscheinen, sondern stets als Pariser. Demungeachtet ist es sehr möglich, daß der Pariser, der in die Provinz reiste, um eine Frau zu holen, nach Paris als Junggesell zurückkommt. Die reichen Erbinnen in der Provinz lieben keineswegs solch' großthuerisches

Wesen, sie sind wenig empfänglich für Abgeschmacktheiten und haben gewöhnlich irgend einen kleinen Cousin in petto, der an der Sonne des Departements zur Heirath reif wird.

Betrachtet man übrigens die Sache von allen Seiten, so kann der Pariser in der Provinz doch nichts Besseres erwählen, als Aufsehen zu erregen suchen. Nothwendigerweise muß er Lärm machen, blenden, und den Leuten Staub in die Augen streuen. Unterhält er die öffentliche Aufmerksamkeit nicht durch einen gewissen Luxus, durch eine gewisse Originalität, die man von ihm erwartet, beträgt er sich mit einem Worte bescheiden, so ist er ein verlorener Mann; — die Provinz verschlingt ihn, denn sie versteht schlechterdings nicht, einfache Formen mit dem Titel eines Parisers zu vereinigen. Sie mißtraut den Leuten, die von weit herkommen, und ein bescheidenes, zurückhaltendes Leben führen. Will der Pariser aber doch so leben, so erleidet seine Bescheidenheit schwere Anfechtungen, und wenn er nicht die besten Empfehlungsbriefe, die vorzüglichsten Zeugnisse und sehr solide Creditbriefe vorweisen kann, so ist er nicht geschützt vor den ernstesten Gefahren.

So langt unter andern erst neulich ein Pariser in einer kleinen südfranzösischen Stadt an, läßt sich in dem von den Notabilitäten des Oertchens besuchten

Cirkel aufführen, ist dabei gekleidet wie Jedermann, spricht über Alles mit Mäßigung, und zeichnet sich überhaupt durch gar Nichts aus. — „Das ist ein curioser Pariser!“ meinen die Leute und man sieht ihn mißtrauisch an. Er setzt sich zu einer Spielpartbie, man sieht ihm auf die Hände; er verliert und nun heißt es: „aha! er maskirt sein Spiel.“ So fortwährend sein Spiel maskirend, wird ihm der Beutel geleert und nach einigen Abenden beläuft sich sein Verlust auf einige tausend Franken. Eines Abends gewinnt er drei Napoleons, nun platzt die Bombe. Die beleidigendsten Aeußerungen laufen über ihn in der Stille umher. — „Es ist sehr unklug, mit diesem Fremden zu spielen,“ sprechen die, die ihm sein Geld abgenommen haben. — „Wir dürfen unsere Thaler wohl in Obacht nehmen, das ist ein feiner Fuchs!“ — „Wir müssen unsere Zunge im Zaume halten,“ fügen Andere hinzu, „das ist ein Duckmäuser, der gerade so aussieht, als ob er zur Polizei gehöre!“ Kurz, die Redensarten werden so anzüglich, daß unser Pariser nothwendigerweise eine Erklärnng sich ausbitten und ein Duell annehmen muß.

Der Pariser erscheint auf dem Kampfplatze in Begleitung eines andern in demselben Gasthofe wohnenden Reisenden, der ihm als Sekundant dienen will. Sein Gegner langt an, von einem furchtbaren

Schwarme lärmender und großsprecherischer Freunde escortirt. Durch das Geschwätz und Getobe anfangs eingeschüchtert, zieht der Pariser endlich vom Leder und bemerkt bald, daß er seinem Gegner weit überlegen ist. Jetzt kommt ein neuer Schrecken über den Pariser. — „Bringe ich den jungen Tölpel um," denkt er in der Stille und geht nur vertheidigungsweise zu Werke, „was soll dann aus mir werden? Er hat viele Freunde, hat eine Familie, deren Stolz und Hoffnug er ist, die ganze Stadt würde gegen seinen Mörder in Harnisch gerathen, und mir verdammt schlecht mitspielen." Und solche weise Betrachtungen vermögen den Pariser zu dem Entschlusse, sich von seinem schwachen Gegner verwunden zu lassen.

So mußte ein Pariser mit mehreren tausend Franken und einem Degenstich seine Bescheidenheit in der Provinz büßen.

X.

Thales von Paris.

Zu den am zärtlichst gepflegten Steckenpferden des Pariser Bürgers gehört die Philosophie; damit soll aber nicht gesagt sein, daß er diese Wissenschaft studire und nach Weisheit strebe; o nein! wenn aber sein Vermögen die Grenzen seiner Wünsche erreicht, wenn Alter das Feuer seiner Leidenschaften gemäßigt hat, wenn er sein eigenes Haus in der Stadt, und eines dergleichen auf dem Lande besitzt, wenn er in seiner Wohnung behaglich eingerichtet ist und mitten in einem comfortablen Luxus sich im Kreise seiner Frau und Kinder sieht, dann wird er Philosoph und seine Philosophie ist sein Paradegaul. Zankt seine Frau, ist sein Braten verbrannt, vereitelt ein plötzlicher Regenguß eine Landparthie, so lächelt er allein, besänftigt und tröstet alle Welt, denn er ist Philosoph. Philosophie ist sein Universalmittel, wohlver-

standen nemlich, daß er gegen die ernsteren Ereignisse des Lebens geschützt ist; seine Häuser, sein Mobiliar sind versichert, und sein Geld, weit entfernt, den zufälligen Chancen des Asphalts oder der Eisenbahnen ausgesetzt zu sein, schlummert sanft, befreit von allen Steuern, im Schatze des Königs.

Herr Merbois, glücklicher Typus eines solchen trostreichen Systems, schien ausdrücklich in diese Welt gesetzt zu sein, um Lobverkündiger der Philosophie zu werden, ohne jedoch nöthig zu haben, sie jemals in Anwendung zu bringen. Reich durch väterliches und von ihm vermehrtes Vermögen, hatte er frühzeitig sich mit dem weiblichen Geschöpfe verheirathet, das er liebte. Sein einziger zweiundzwanzigjähriger Sohn sollte auch jetzt schon mit einem Mädchen sich verbinden, deren Charakter, Vermögen und Verwandtschaft dem glücklichen Vater gleich gut zusagten, der, von Natur ein ruhiger und sanfter Mann, jetzt im Begriffe stand, seines Sohnes Einrichtung mit uninteressirter Zärtlichkeit eines wahren Weisen zu treffen.

— „Freund", sprach er zu seinem alten Jugendgenossen Durand, der aber keineswegs Philosoph war, wie er, ich gebe Gustav mein Haus in Sussy. Ich weiß wohl, daß ich dadurch ein großes Opfer bringe, und daß wir nun nicht mehr im Sommer hinausziehen können, denn es könnte sich zutragen,

daß meine Frau mit der Schwiegertochter nicht zum Besten auskäme, aber wir lieben unsern Gustav so sehr! Und übrigens muß man ein Philosoph sein. So werden wir auch in Paris in den zweiten Stock ziehen und den jungen Leuten die Belle-Etage einräumen. Meiner Frau ist dies zwar nicht recht; aber, habe ich ihr vorgestellt, was würden wir denn anfangen, liebes Kind, wenn irgend ein Unglücksfall uns ruinirt hätte? Dann würde es vielleicht geheißen haben: marsch hinauf in die Bodenkammer, und dann hätten wir mit Recht unsere ganze Philosophie zusammennehmen können, die wir jetzt kaum bedürfen, wenn wir einige Stufen weiter hinaufsteigen müssen. Gerade so machte es Thales von Milet, einer der sieben Weisen Griechenlands, der alles Ungemach ohne Murren ertrug, oder der vielmehr die ganze Welt aufforderte, seine Seelen- und Gemüthsruhe zu stören."

„Und Sie wollen den Menschen eine ähnliche Herausforderung, wie Thales, in den Bart werfen?" fragte ihn Herr Durand.

„Ganz gewiß, Sie wissen am besten, Freund, ob ich das Recht dazu habe. Können Sie sich erinnern, daß Sie mich jemals meinen Grundsätzen untreu werden sahen?"

„Ich weiß nur," entgegnete Durand, „daß seit dreißig Jahren, wo wir damals beide unsere Schule verließen, ich Sie niemals durch ein persönliches Unglück betrübt gesehen habe, und wenn Thales von Milet, dessen Geschichte ich vergessen habe, stets eben so glücklich gewesen ist, so hat ihm seine Philosophie keinen Sous weiter gekostet, als Ihnen Ihre Philosophie."

„Offen gestanden," antwortete gutmüthig Merbois, „halte ich mich auch für einen größeren Philosophen, als Thales selbst, denn ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie Lügen gestraft, obwohl ich Gatte und Vater bin und Thales war ein Junggesell."

„Ich muß aber doch wiederholen," meinte sein Freund Durand, „daß Sie noch nie auf die Probe gesetzt worden sind."

„Sie sollen nur kommen, die Prüfungen, ich stehe bereit."

„Wenn Ihre Frau Ihnen untreu würde, wenn Ihr Sohn Ihren Hoffnungen nicht entspräche, würden Sie solche Unglücksfälle wohl mit der Geduld eines Hiob ertragen?"

„Mit der Geduld eines Thales, mein Freund, eines Thales; machen Sie keine Verwechslung, wenn ich bitten darf:

„Wohl vorbereitet muß sein zu jedem Schicksal der Weise!“ hat ein Dichter gesagt, der von einem Griechen sprach und von keinem Araber, wie Ihr Hiob einer war.“

Stolz auf Thales und auf sich selbst, fuhr Merbois fort, sehr thätig die Vorbereitungen zu der Hochzeit seines vielgeliebten Sohnes zu treffen, und wiegte schon im Geiste die zukünftigen Enkel auf seinen Knieen, als er eines Morgens in Gustavs Zimmer gehen wollte, um ihn über den Ankauf einiger Schmucksachen, die zu Hochzeitgeschenken für die Schwiegertochter dienen sollten, zu Rath zu ziehen. Das Zimmer des jungen Mannes lag im entferntesten Theile der Wohnung, man konnte zu ihm entweder durch den Salon oder durch eine Hintertreppe gelangen, die dem jungen Herrn freien Ein- und Ausgang gewährte, ohne irgend Jemand damit zu belästigen. Bevor Merbois eine Glasthür öffnete, deren Vorhang auf seiner Seite sich befand, blieb er stehen, weil er Geräusch hörte; sein Sohn war nicht allein.

„Aha!“ dachte er, „Gustav nimmt wahrscheinlich Abschied vom Junggesellen-Leben! Tröstet er vielleicht eine schöne Verlassene, die ihn wegen allerlei Jugendversprechungen zur Rede stellt?“

Er schob den Vorhang etwas zurück und wurde ruhiger, als er sah, daß Gustav einen Mann im Zimmer hatte.

„Wahrscheinlich ein Gläubiger," sprach er zu sich selbst, „dann ist das Uebel noch nicht so groß."

Er nahm hierauf eine solche Stellung, daß er Alles sehen und hören konnte. Mitten im Zimmer des Sohnes stand ein Mann von Merbois's Jahren, mit grauen Haaren, einem gescheidten, pfiffigen Gesichte und mit einem recht anständigen Ueberrocke angethan.

„Mein lieber Pierre," sprach der Mann, „merken Sie wohl auf, was ich Ihnen sagen werde..." — „Pierre?" antwortete Merbois der Jüngere: „Sie verwechseln den Namen, ich heiße Gustav."

„Ich verwechsle ihn keineswegs," fuhr der Fremde fort: „hören Sie mich an, wenn ich bitten darf! ich will Ihnen Etwas mittheilen, das mich mit Freude erfüllt; doch ist mein einziger aber sehr begreiflicher Kummer dabei der, daß Ihnen die Neuigkeit wahrscheinlich etwas weniger Vergnügen machen wird."

„Reden Sie," entgegnete Gustav, „Nichts, was einem honetten Manne angenehm ist, wird mir verdrießlich erscheinen, sprechen Sie also frei heraus."

Der Mann, dessen Gegenwart dem alten Merbois seltsam auffiel, setzte sich und begann folgendermaßen:

„Sie wissen, daß, als Madame Merbois vor zweiundzwanzig Jahren mit einem Sohne niederkam, sie ihn nicht selbst stillen konnte, man suchte folglich für das Kind eine Amme, und die Wahl fiel auf meine Frau, Margareth Pithou von Pontoise."

„So! Sie sind mein Pflegvater," rief Gustav mit geöffneten Armen; „kommen Sie geschwind, mein Vater und meine Mutter werden sich sehr freuen, Sie zu sehen."

„Langsam, langsam," fiel Pithou ein. „Herr und Madame Merbois brauchen früher nicht zu wissen, daß ich hier bin und mit Ihnen gesprochen habe, bis wir uns verständigt haben und Sie Alles wissen."

„Was soll ich Alles wissen, Herr Pithou; was giebt es denn?"

„Sie werden es gleich erfahren."

Jemehr das Gespräch jetzt eine interessante und mysteriöse Wendung nahm, um so unbeweglicher hielt sich der alte Merbois, der kaum zu athmen wagte.

„Wir waren arme Landleute, die sich durch das Aufziehen und den Handel mit Kälbern nährten,"

fuhr Pithou fort, „kamen aber doch das Jahr über so ziemlich glücklich aus, wenn unsere Kühe nicht krank wurden; wir waren jung und hatten ein Kind, das gerade drei Monate älter war, als Herr Merbois's Sohn."

„Als ich," meinte Gustav.

„Das werden Sie bald sehen. Unser Unglück schrieb sich her von einem Herrn aus Paris, der sich mit vielem Gelde in Pontoise niederließ, die schönsten Kühe aufkaufte, die weitläufigsten Schäfereien errichtete, Heu, Klee und Futter überhaupt theuer machte, und mit einem Worte die kleinen Viehzüchter, zu denen auch wir gehörten, zu Grunde richtete, denn die Kälber des Parisers waren stets die fettesten und wurden am besten bezahlt. Ein schlechtes Jahr machte uns vollends den Garaus. Meine Frau nahm unser Geschick zu Herzen und wurde krank. Ihr Pflegkind mußte die Folgen davon tragen. Aus Furcht, dasselbe zu verlieren, schwiegen wir ... kurz, in einer und derselben Nacht starben meine Frau und des Herrn Merbois's Sohn ... Ja, mein armer Peter," fuhr Pithou fort, „ja, mein armer Peter, da saß ich nun in einer erbarmungswürdigen Lage. Alles war hin, Frau und Geld, dagegen aber hatte ich Schulden, und ein Kind auf dem Halse, das der Mutterbrust begehrte. Da sendete mir der Himmel einen

guten Gedanken; ich überlegte nemlich, daß die Reichen auf unsere Welt gesetzt seien, um die Armen zu unterstützen und ihnen zu Hülfe zu kommen, weil sie aber leider in der Regel hartherzige, geizige Egoisten sind, so müßte man zuweilen einige List anwenden, um von ihrer Leichtgläubigkeit zu erhalten, was ihre Gleichgültigkeit außerdem nicht hergeben würde, ich sprengte folglich überall aus, mein eigener Sohn sei gestorben und sendete Dich, mein Blut, durch die Base Potard, die auch meine List nicht ahnete, an Herrn Merbois... Du bist mein Sohn Peter, mein guter, lieber Peter."

Als Pithou diese seltsame Geschichte geendigt hatte, stand er auf, nahm Gustav am Kopf und küßte ihm zärtlichst Stirn, Augen, Haar, und benetzte den höchlichst verwunderten jungen Menschen mit seinen Vaterthränen.

„Du kannst Dich nicht beklagen, mein Sohn," sprach er weiter; „die bei Herrn Merbois verlebten Jahre haben Dir eine gute Erziehung verschafft und Dich vor vielem Jammer und Elend bewahrt, und prüfe ich mich ganz genau und denke ich ernstlich über meine That nach, so reut sie mich keineswegeS. Seit jener Zeit hat mich der Himmel sichtbar gesegnet. Ich ging nach Paris, legte mich auf Handel und Wandel und machte dabei, wie mancher An-

dere, mein Glück. Du fühlst wohl, daß ich ein zu ehrlicher Mann bin, als daß ich zugeben könnte, daß Dir Herr Merbois's Reichthum zufiele. Wir wollen ihm Alles offen gestehen... Lebe unterdessen wohl, Alles, was ich Dir hier erzählt habe, kann ich beweisen. Ich will jetzt meine Papiere holen und sie Herrn Merbois vorlegen."

Mit diesen Worten umarmte Pithou den ganz erstarrt dastehenden Gustav abermals und entfernte sich durch die Hintertreppe.

Der alte Merbois, dem kein Wort von der ganzen Unterhaltung entgangen war, wußte weder was er thun, noch denken sollte. Gustav, sein Sohn! das Kind, das er seit einundzwanzig Jahren nicht aus den Augen verloren hatte, das er so sehr liebte, als nur irgend ein Vater seinen Sohn lieben konnte, für den er so viel opferte, das seinen Namen führte, sein Gustav sollte ihm entrissen werden? Jetzt hieß er Peter Pithou! war der Sohn eines Fremden! Mit ganz entstelltem Gesichte eilte Merbois zu seiner Gattin.

„Frau," rief er, „Frau! ich habe keinen Sohn mehr; mein Sohn ist vor zwanzig Jahren gestorben!"

Madame Merbois war eine Frau von heiterer Gemüthsart, die ihren Mann aus- und inwendig kannte und seine Worte gerade nicht buchstäblich nahm.

„Wie hast Du mich erschreckt,“ entgegnete sie lachend; „weil aber Gustav schon seit zwanzig Jahren todt sein soll, so kann ich mich schon trösten, wenn ich an den Appetit denke, den er heute Morgen bei'm Frühstücke hatte.“

„Gustav ist nicht mein Sohn, Frau!“

„Was soll das heißen, mein Herr?“

„Mein Gott, Frau! verstehst Du mich denn gar nicht! Er ist eben so wenig Dein wie mein Sohn. Der arme Gustav starb bei der Amme... Wir haben Pithou's Sohn, den Peter Pithou aufgezogen.“

Nun suchten die beiden Gatten in ihrem Gedächtnisse alles auf Gustavs früheste Kindheit Bezughabende zusammen! er war allerdings zum Stillen nach Pontoise gegeben und wegen des Todes der Margareth Pithou wieder heimgenommen worden. Alles, was Pithou gesagt hatte, klang wahrscheinlich, — vielleicht war es sogar wahr!

Gustav trat in diesem Augenblick herein zur Mutter und jetzt erkannte Herr Merbois zum erstenmale, wie ihm allerdings der junge Mensch gar nicht gleiche: das waren nicht seine Augen, nicht seine Züge; nicht einmal seinen Gang vermochte er zu erkennen. Auch bemerkte er in der Stille, daß Gustavs Stimme ganz den Ton vor Pithou's Stimme hatte. Höchst verlegen

durch sein Geheimniß, wußte Gustav nicht, wie er eine so haikliche Mittheilung einfädeln sollte. Thränen standen ihm in den Augen, ohne ein Wort, ohne eine Umarmung zu wagen, ging er von Merbois zu dessen Gattin.

„Komm' doch in meine Arme, komm', mein Sohn," rief Madame Merbois, „komm', wir wissen Alles. Aber Du bist doch mein Sohn, das fühle ich an meiner Liebe. Komm!"

„Sie wissen Alles?" rief Gustav. „Hat Pithou schon seine Beweise gebracht?"

„Nein, aber Dein Vater hat Alles mit angehört."

Ein Bedienter meldete, daß Jemand Herrn Merbois in seinem Kabinet zu sprechen wünsche.

„Da ist Pithou," sprach er und ließ Mutter und Sohn zusammen weinen.

Im Kabinet fand er seinen Freund Durand.

„Freund," rief ihm Durand entgegen, „Sie verheirathen Ihren Sohn, da meinte ich denn, Sie würden wohl die schönste Camée erwerben wollen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe... Schauen Sie, betrachten Sie..., und gar nicht theuer...."

„Hole der Teufel Ihre Camée und die Hochzeit und meinen Sohn obendrein!" schrie Merbois ganz wüthend.

„Was giebt es denn?“ fragte Durand, „hat Gustav dumme Streiche gemacht?“

„Mit dem Gustav ist's aus, mit meinem Sohne ist's auch aus, es giebt nur noch einen Peter Pithou.“ Und nun erzählte er die ganze Geschichte.

„Nun, nun,“ besänftigte Durand, „es wird sich Alles schon arrangiren lassen; Pithou wird Vernunft annehmen, und sehr möglich ist's, daß er einwilligt, Gustav seinen bis jetzt geführten Namen ferner zu lassen, und wenn der junge Mensch Sie mit seiner bisherigen Zuneigung fortfährt zu lieben, so kann es Ihnen ganz einerlei sein.“

„Einerlei sein!“ fiel ihm Merbois hitzig in's Wort. „Einerlei sein! Ich habe meinen Sohn, mein Blut, mein Leben verloren! An dessen Stelle giebt man mir den Abkömmling der Pithou's, und Sie mögen verlangen, daß dies mir einerlei sei?“

„Haben Sie ihn denn aber bis jetzt nicht wie Ihren eigenen Sohn geliebt? Hat denn Ihr Vaterherz nicht gerade so für Peter geschlagen, als ob er Ihr eigener Gustav gewesen wäre? Folgen Sie mir, suchen Sie mit Pithou ein Abkommen zu finden; der Jüngling wird nie die Liebe vergessen, die er zu Ihnen trägt, und so wird Pithou zuletzt allein der Angeführte sein.“

„Der schändliche Kerl!“ schrie Merbois und durchmaß mit gewaltigen Schritten sein Kabinet; „mir einen solchen Streich zu spielen! so meine Liebe hinters Licht zu führen! Noch aber giebt es Gesetze gegen ein solches Verbrechen; wir sind in einem civilisirten Lande, wir haben Gerichte, Kinderaustausch ist in Frankreich verboten und wird hart bestraft. Ich suche mein Recht, ich schleppe den Betrüger vor den Gerichtshof und er soll als Verbrecher sterben.“

„Bedenken Sie aber,“ versetzte Durand, „daß die schlechte Handlung Pithou's sich durch allerlei Umstände weniger grell darstellt; er steckte in schwerem Unglück, hatte den Kopf durch den Tod seiner Frau verloren. Ein Verbrechen kann allerdings durch Nichts gerechtfertigt werden, wenn aber irgend Etwas es entschuldigen kann, so ist es gewiß ein Vater, der durch ein solches sein Kind vom sichern Tode zu retten gedenkt. Nehmen Sie ferner das ganze Betragen dieses Mannes, sobald er wieder zu Kräften gekommen, sobald es ihm möglich ist, eilt er herbei, fordert seinen Sohn zurück, will nicht, daß er Nutzen von Ihrem Reichthum ziehe, wartet selbst nicht einmal so lange, bis sein Kind eine vortheilhafte Heirath geschlossen habe! Alle diese Umstände müssen sehr zu Pithou's Vortheil vor Gericht sprechen. Es ist keine eigentliche, es ist nur eine zeitweise Kinder-

unterschiebung und das Gericht wird höchstens Pithou verurtheilen, Ihnen die Kosten der Erziehung des Gustavs oder des Peters zu ersetzen, das ist das Ganze, was ihm geschehen wird."

Merbois hörte jedoch keineswegs auf des Freundes Zuspruch, überließ sich ganz der Heftigkeit seines Zornes, und schon begann sich in seinem Herzen eine gewisse Abneigung gegen einen bis jetzt so geliebten Sohn zu zeigen!

„Ja, ja," sprach er, „es ist Pithou's Stimme, seine ganze Haltung, sein Gang... Ohne allen Zweifel ist Peter Pithou gerade ein solcher Betrüger, wie sein Vater."

„Folgen Sie mir nur diesmal," ermahnte Durand, „verheirathen Sie Gustav, der ja an Allem diesem ganz unschuldig ist und kaufen Sie diese Camée, denn schwerlich wird sich Ihnen je wieder die Gelegenheit dazu anbieten."

„Schweigen Sie mir doch um Gotteswillen von dieser Camée," eiferte Merbois.

„Erinnern Sie sich doch, bester Freund, daß Sie Philosoph sind, und daß Sie alle Welt herausforderten, Ihre Seelenruhe zu stören."

„Was nützt Philosophie, wenn ich meine Kinder verliere?"

„Sie haben Nichts verloren; Gustav ist gesund, wie ein Fisch, und was den Andern vor einundzwanzig Jahren Verstorbenen anbelangt, so haben Sie den ja kaum gesehen. Wo steckt übrigens das große Verdienst der Philosophie, wenn sie nicht einmal dazu dient, in großem Trübsal zu trösten, gewaltigen Schmerz zu dämpfen uud dem Gemüthe die nöthige Ruhe zu lassen, um dem Unglück entgegen zu treten und die Wahrheit triumphiren zu lassen?“

Statt aller Antwort vergoß der Philosoph bittere Thränen und bewies dadurch die Richtigkeit seines Stoicismus und die Ueberlegenheit des Thales von Milet über den Thales von Paris.

„So, so! Ihre Philosophie bekennt sich also überwunden,“ nahm endlich Herr Durand wieder das Wort. „Nun, nun! trösten Sie sich nur... Lapierre! Lapierre! hurtig heraus!“

Lapierre erschien, er hatte seine Livrée abgelegt und trug noch den oben erwähnten Ueberrock.

Da haben Sie den Herrn Pithou, es giebt keinen andern, und dieser ist Lapierre, mein Diener, und alle diese Documente, mit denen er Ihren Sohn bedrohete, existiren nirgends. Ich zog gute Erkundigungen ein, der ächte Pithou lebt noch immer in Pontoise und handelt mit Kälbern, hat sich wieder verheirathet, viele Kinder bekommen und denkt nicht

entfernt daran, einen Sohn zurückzufordern, der ihm nicht gehört."

„So also, Herr Philosoph, üben Sie Ihre hohe Wissenschaft praktisch aus? Wenn das Unglück Sie nur mit dem kleinen Finger berührt, so verlieren Sie schon den Kopf? Sie untersuchen gar Nichts, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit der vorgespiegelten Geschäfte, und bevor auch nur der leiseste Beweis Ihnen vorgelegt ist, werfen Sie Ihre Liebe weg, sagen Sie sich sogar los von Ihrem Kinde und wollen einen Menschen auf die Galeeren bringen? Und doch hieß ein Hauptgrundsatz des alten Thales, dessen Geschichte ich wieder gelesen habe, — „fasse nie leichtsinnig einen Entschluß!"

Verwirrt, gedemüthigt, ließ Merbois den Kopf hängen und gestand mit Erröthen, daß diese Lektion für seine Philosophie zu stark gewesen sei. Geschah es nun aber aus Eigenliebe, oder aus der, den Pariser Philosophen angeborenen Gutmüthigkeit, genug, er lebte ferner in alter Freundschaft fort mit seinem ehemaligen Schulkameraden Durand. Gustav allein hatte bei dieser Probe zu leiden, denn Merbois konnte in seinem Sohne niemals die ihn sonst so stolzmachende Aehnlichkeit wieder erkennen, und wenn der junge Mensch sprach, meinte der Vater immer — „er hat aber doch nicht mein Organ, ich höre immer Pithou's Stimme."

Auch bekam Gustav, obgleich er die beschlossene Heirath vollzog, das Landhaus in Sussy, das dem alten Merbois im Sommer so angenehm war, nicht, auch mußte das junge Ehepaar in den zweiten Stock hinaufziehen, denn Vater und Mutter hatten keine Lust mehr, den ersten ihnen einzuräumen.

So von der Unzulänglichkeit seiner Philosophie hinreichend überzeugt, beschloß Merbois, von jetzt an nur seine Stellung als Gatte und Vater richtig zu behaupten.

„Unmöglich ist es," behauptete er jetzt, „volle Gemüthsruhe zu bewahren, wenn unser Glück nicht nur von uns, sondern von einer Frau, von einem Kinde abhängt. Als Thales Mutter ihn bat, ein Weib zu nehmen, antwortete er: „es ist noch zu früh." Und als sie später wieder aus gleicher Ursache in ihn drang, sprach Thales: — „jetzt ist es zu spät!"

Heut zu Tage beginnt die Philosophie gar mancher Leute schon am folgenden Tage nach der Hochzeit.

XI.

Almeïda.

1.

Auf einem der Karnevals=Bälle Musards, des modernen Gottes der Quadrille, blitzte die Lust des Vergnügens in Aller Augen. Galopp und Walzer wirbelten die trunkenen Massen durch einander. Ein Rosa=Domino, dessen schwarze Locken auf wundervoll weißen Schultern sich herabringelten, lehnte sich mit der Mattigkeit der Lust auf den Arm eines jungen Mannes, der stolz auf seine Eroberung und auf sein reiches Kostüm feurig umher schaute. Bald fesselten sich Aller Blicke an dieses anmuthige Paar. Wie herrlich anzusehen war aber auch das schöne Geschöpf so angeschmiegt an den Jüngling! und wenn man auch nur ihr sylphenartiges Dahinschweben, die köstliche Feinheit ihrer Gestalt betrachtete, so mußte man sich selbst überrascht fühlen durch eine Flamme im Herzen und durch Liebesworte auf den Lippen.

Galante Bemerkungen, bewundernde Exclamationen wurden folglich auch in gewaltiger Menge um sie herum laut, obgleich aber ihre Kokettetie sich davon nicht wenig geschmeichelt fühlte, so schien sie doch nichts davon zu hören, oder Alles zu verachten, und stürzte sich von Neuem in den feurigen Wirbel. Seit mehreren Stunden heftete ein unbeweglich in einer Ecke des Saales stehender Mann, dessen strenge Gesichtszüge tiefe Spuren von Trauer zeigten, gierige Blicke auf das Mädchen, und leicht war aus der Bitterkeit dieses düstern und unausgesetzt festhaftenden Blickes zu errathen, daß ein geheimnißvolles Band die liebliche Unbekannte an irgend eine schmerzhafte Stelle im Leben dieses Mannes fesselte. Sein Gesicht ließ übrigens etwas Höheres, etwas Edles ahnen. Solche regelmäßige, scharf ausgeprägte Züge, solch' hohe und, einige Runzeln ungeachtet, schöne Stirn, solch' prüfendes Auge, solch' nachdenkender, kräftiger Kopf, Alles deutete auf einen Mann, der weit höher stehen mußte, als die lusttrunkene, leichtsinnige Menge, die sich vor ihm in den Saturnalien eines Maskenballs umhertrieb. Der Zufall wollte, daß während der Pause nach einer Quadrille die junge Dame mit etwas von der Anstrengung gebleichten Wangen sich neben den unbeweglichen Mann setzte, der, in die weiten Falten eines abgetragenen braunen Mantels

gehüllt, an seinem längstbehaupteten Platze stand. Hastig drehte er sich gegen sie herum, und die Arme über der Brust gekreuzt, hatte er kaum in ihre großen schwarzen, durch die Maske funkelnden Augen geblickt, als sie vor Schrecken und Ueberraschung laut aufschrie und todtähnlich auf den jungen Mann hinsank, in dessen Begleitung sie gekommen war.

„Unverschämter!“ rief dieser, der die Bewegung des Mannes im braunen Mantel bemerkt hatte.

Ein unbeschreiblicher Blitz voll Zorn, Mitleid und Verachtung flammte in des Mannes Auge, und mit gewaltiger Faust die zarte Hand des Dandy drückend, sprach er: — „Ihr Name, mein Herr?“

Aus einem reichen Portefeuille zog dieser eine elegante Karte und gab sie ihm.

„Morgen, Mittags, im Bois de Boulogne,“ fuhr der Mann im Mantel ruhiger werdend fort, entfernte sich langsam, und Freude strahlte aus seinen noch eben so ernsten und finstern Gesichte. Graf Albert von Soligny, denn dies war der Name des Kavaliers der jungen, noch immer ohnmächtigen Dame, faßte sie in seine Arme und verließ, durch die ihn umstehenden Neugierigen drängend, den Ball, legte sie in einen eleganten Tilbury und verschwand mit ihr.

Am folgenden Tage hielten mit dem Schlage zwölf Uhr zwei Wagen am Eingange des Bois de Boulogne,

aus denen sechs junge Leute mit Waffen stiegen. Graf Soligny ging auf seinen Gegner zu.

„Sie haben meine Dame beleidigt, mein Herr, die ich beschützen mußte. Dies ist von meiner Seite geschehen. Ich verlange keine Erklärung Ihres seltsamen Benehmens in vergangener Nacht, und ersuche sie nur um Ihren Namen, dann werden wir unsere Sache bald beendigt haben."

„Was geht mein Name Sie an?" antwortete mit spöttischem Lächeln der Angeredete, setzte aber nach einer Pause hinzu: „Eugen Remond, Bildhauer."

„Also vorwärts, mein Herr," versetzt der Graf." Die Secundanten maßen die Degen und einen Augenblick darauf sah sich Graf Albert, seiner bekannten Geschicklichkeit im Fechten ungeachtet, so stark an der Hand vewundet, daß der Zweikampf aufhören mußte.

Einige Wochen reichten hin, ihn gänzlich von seiner Wunde wieder herzustellen, und bald vergaß er in dem Leichtsinn eines müßigen Lebens sein Abenteuer auf Musards Ball und das Duell, das eine Folge desselben gewesen war.

Almeïda, seine Geliebte, das Mädchen, für das er sich geschlagen hatte, mehr als je vom Durste nach immer neuer Lust hingerissen, zog den Grafen in einen ununterbrochenen Strudel von Vergnügungen, deren thörichte Kosten endlich eine fühlbare Lücke in

seinem Vermögen hervorbrachten. Bemerkte er auch gleich recht gut eine solche dem Verderben entgegenführende Verschwendung, so war doch bis jetzt noch keine Klage seinem Munde entschlüpft. Almeïda war ja so reizend! Die tausend Launen ihrer Toilette gaben ihrer Schönheit ein so köstliches, ein so mächtiges Relief! Wie gut wußte sie nicht durch ihre Koketterie und durch ihre Pracht alle Frauen niederzuschmettern, die ihr als Nebenbuhlerinnen erschienen! Der Rausch des Stolzes über eine solche Eroberung riß dem Grafen täglich einem Abgrunde näher, an dem endlich nur Eifersucht seinen Schritten Halt gebot. Dem betäubenden Schwindel eines geräuschvollen, lustigen Lebens hingegeben, mitten in Bällen und Soiréen, als deren Königin sie unter allen Frauen galt, mußte Almeïda wohl viele Flammen erregen, und oft hätte man behaupten können, sie athme mit Wollust den ihr geopferten Weihrauch ein. Der Graf, der bis jetzt in diesen, seiner Geliebten gebrachten Opfern nur seiner Eigenliebe geschmeichelt gesehen hatte, fürchtete doch nach und nach die immer kühner werdenden Blicke einiger jungen Männer, und weil er den in ihm aufsteigenden Argwohn nicht mehr niederdrücken konnte, beschloß er, sein Herz Almeïden geradezu zu öffnen, nachdem er ganz kalt alle Folgen einer Erklärung berechnet hatte, die nicht ganz un-

wahrscheinlich wohl einen Bruch herbeiführen könnte. Was kümmerte er sich übrigens um einen Bruch, er, ein leichtsinniger, an unschwere Eroberungen gewöhnter Mann, dessen anfänglich edle Sinnesart durch frühzeitige Laster verdorben worden war, und der jetzt in der Liebe nichts weiter sah, als eine flüchtige Zerstreuung, und in allen Frauen nur anmuthige Spielwerke erblickte, die man nach Laune wieder wegwirft oder zerbricht. Was den Grafen hauptsächlich zu diesem stürmischrn Tête a Tête bestimmte, war das nachdenkliche, niedergeschlagene Wesen, das er oft an Almeïda, sogar nach ihren glänzenden Siegen bemerken mußte. Seit seinem Duelle mit dem Künstler hatte er eine auffallende Veränderung an ihr wahrgenommen; oft sah er an ihren Augen die Spuren heimlich vergossener Thränen, krampfhafte Zuckungen in ihrem Lachen, erzwungenes Wesen in ihren Liebkosungen. Woher schrieb sich dieses seltsame Betragen? Woher diese trübe Stimmung, wenn sie nicht in einer neuen, in die tiefste Seele zurückgedrängten Liebe ihren Ursprung fand?

Dieser letzte für Albert so kränkende Gedanke machte ihn fast wüthend. Ganz überwältigt von einem solchen Zornanfalle, öffnete er eines Abends hastig die Thüre des Boudoirs, in welches sich Almeïda unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit zurückgezogen

hatte. Zwei kleine Alabasterbilder, die der Graf am Tage vorher erkauft hatte und deren eines einen in Lumpen gehüllten, mehr vom Gefühl des Schmerzes als vom Alter niedergedrückten Greis vorstellte, stand vor ihr auf einem runden, weißen rothgeaderten Marmortisch. Auf solche Art überrascht, erblaßte Almeïda und verbarg in ihrem Busen eilig einen in der Hand gehaltenen Brief, den jedoch der Graf schon bemerkt hatte. Hastig trat er auf sie zu, die vor Schrecken fast erstarrt schien.

„Almeïda,“ begann er mit halberstickter Stimme, „verbietet mir auch feine Sitte, in die Geheimnisse Deines Herzens zu dringen, wenn Du mir nicht selbst Erlaubniß dazu giebst, so ist doch, wie ich hoffe, Dein Glaube an meine Liebe bestimmt zu aufrichtig, als daß Du mir die Mittheilung dieses Briefes verweigern solltest.“

Und immer mehr näherte sich ihr der Graf bei diesen Worten, deren furchtbare Ruhe den nahen Ausbruch des Sturmes ahnen ließ.

„Aber, Albert!... mein Gott... Dein Benehmen.... Dein verstörter Blick... solcher Argwohn... Deine Worte..., Das ist eine unwürdige Beleidigung!...“

„Ich sage Ihnen, ich muß diesen Brief haben! ich will ihn haben!...“

Alberts Stimme war furchtbar. Almeïda wand sich zu seinen Füßen.

„Deine Worte sind grausam, mein Albert! Du thust mir unendlich weh, wenn Du so sprichst. Dieser Brief, siehst Du, geht nur mich ganz allein an; ich kann ihn Dir nicht geben... Es ist ein Geheimniß, dessen Enthüllung mich tödten müßte, hörst Du wohl! Und dann endlich, Albert, schwöre ich Dir beim Himmel, daß ich nur Dich allein liebe!"

Kalt und ungerührt blieb Albert und machte Anstalt, mit Gewalt des Briefes sich zu bemächtigen.

Da fühlte sich Almeïda in ihrem innersten Gefühle verletzt und richtete sich mit Würde empor. „Ich bin in Ihrer Gewalt, Herr Graf, doch müssen Sie mich vorher tödten, ehe Sie mir den Brief entreißen."

In dem Ausdrucke ihrer Worte lag ein solcher Ernst, daß der Graf betroffen wurde.

„Gut, Madame! Heute hat mein Nebenbuhler den Sieg davon getragen! Wünschen Sie, daß Ihre Liebe zu ihm von Dauer sein möge!"

Albert stürzte fort aus dem Boudoir und sprang in das erste beste Miethkabriolet, ohne zu wissen, wohin er wolle. Tausend Vermuthungen durchkreuzten sein Gehirn, keine schien aber wichtig genug, um irgend auf eine Gewißheit zu leiten. Er wußte nur das Eine, das ihm aber zur großen, zur einzigen Qual

wurde. Almeïda hatte heimlich einen Brief empfangen, diesen Brief hatte er gesehen, er war Zeuge gewesen von der Angst, von der Verlegenheit seiner von ihm überraschten Geliebten, als sie in süßer Einsamkeit sich an ihm ergötzte. Niemals würde ihm Almeïda diesen Brief geben, vielleicht war dies Zeugniß ihrer Untreue jetzt schon vernichtet, schon den Flammen übergeben! Ja, jetzt mußte der Graf einsehen, daß zwischen ihm und Almeïden fortan kein Band, kein Verhältniß mehr stattfinden könne, daß seine Ehre verlange, sie nichts mehr gelten zu lassen in seinem Leben, daß er sie verlassen, vergessen müsse. Als er so seinen Racheplan entworfen, fielen ihm die beiden kleinen Statuen ein, die Almeïda bei seinem Eintritte so liebevoll betrachtet hatte. Da durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke gleich einem Blitzstrahle, und ihm fiel Musards Ball und sein Duell mit jenem unbekannten Künstler ein. Sollte dieser wohl der ihm von Ameïda vorgezogene Mann sein? Des Grafen Stolz empörte sich bei dieser Idee; auch deutete das vernachlässigte Aeußere des Bildhauers, seine ungebildeten Sitten auf Mangel im Besitze jenes von seiner Geliebten so eifrig geliebten und thöricht weggeschleuderten Geldes, und wie war es zuletzt wohl möglich, daß ein einfacher bescheidener Künstler ein Rendez-vous, ein Geständniß von der eiteln und

prachtliebenden Almeïda hatte erhalten können? Auf der andern Seite kannte er aber genau die seltsamen Launen des weiblichen Geschlechts. Liebt nicht ihr Wille, durch alle Art der List unterstützt, hartnäckig allen Hindernissen zum Trotz oder auch gerade wegen dieser Hindernisse, ihr Ziel zu erreichen? So mit sich selbst lange im Widerspruch, hielt er sich zuletzt doch an den Glauben, daß der bei Almeïda gesehene Brief das Werk jenes Bildhauers sei, und um sobald als möglich ein Geheimniß aufzuklären, dessen Dunkel sich ihm aufhellen zu wollen schien, begab sich Graf Soligny zu dem Bildhauer Eugen Remond.

2.

Als Albert fünf Stockwerke in einem unansehnlichen Hause der Rue St. Jacques hinaufgestiegen war, kam er in eine enge Stube, in der Alles auf Armuth deutete. Auf einigen zerbrochenen Möbeln und auf dem Boden des Zimmers lagen und standen aufeinander gehäuft in großer Unordnung Büsten, Köpfe und andere Bruchstücke von Statuen. Im Hintergrunde sah man zwei schlechte Betten von Tannenholz ohne Vorhänge, und an der Seite eines dieser Betten, dessen Betttuch eine Art von menschlicher Gestalt der ganzen Länge nach bedeckte, saß ein altes gekrümmtes Weib mit einem Buche in der Hand, und

schien leise zu beten. Ein alter Strohsessel trug ein mit Weihwasser gefülltes Glas und nur ein einziges Licht warf seinen trüben Schimmer auf dieses Trauerbild. Tief erschüttert fühlte sich Graf Albert bei dem Anblicke dieses Jammers, in dieser dumpfen und düstern Künstler-Atmosphäre, er, ein unnützer Fashionable, der fortwährend ein glänzendes, durch schöne Frauen und alle andere Lebensreize geschmücktes Leben geführt hatte. Noch war sein Blick kaum rasch musternd über dieses düstere Bild hinweggeschweift, als er sich einem, in eine Blouse gekleideten und den Kopf mit einem zerrissenen Schnupftuche umbundenen Mann gegenüber befand. Es war Remond, der ihn erkannte, und der über diesen unerwarteten Besuch sehr verwundert schien.

„Sie sind ein Mann von Ehre," begann der Graf, „ich nehme daher keinen Anstand, mich Ihrer Rechtlichkeit anzuvertrauen, um von Ihnen Erläuterungen zu erhalten, die Sie mir nicht abschlagen können."

Remond bat ihn, in sein Arbeitszimmer zu treten, und der erste Gegenstand, der sich Alberts Blicken darbot, war eine Gruppe von Statuetten, unter denen er die bemerkte, die er einige Tage vorher erkauft hatte und die Almeïda's Boudoir zierten. Das Geheimniß des Briefes glaubte er jetzt ganz erforscht zu haben.

„Die seltsamen Umstände, mein Herr," sprach er, „die unser Duell hervorriefen, die Veränderung, die seitdem in dem Betragen Almeïda's ..."

„Almeïda's! ..." rief Remond, den Grafen hastig unterbrechend.

„Ja Almeïda's, mein Herr, die heimlichen Botschaften, die sie empfängt, Alles beweist mir, daß ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und Ihnen obwaltet: Sie kennen das Mädchen und lieben es?"

Des Grafen forschendes Auge errieth in diesem Momente die Gedanken des Künstlers an dessen veränderten Gesichtszügen.

„Nun ja, mein Herr, ja, ich kenne, ich liebe Henrietten, Ihre ... Ihre ... Geliebte (konvulsivisch zuckte er bei diesem Worte zusammen). Aber ich kenne keine Almeïda."

„Wie?"

„Hören Sie mich," fuhr Remond fort. „Das Mädchen, wegen dessen Sie hier sind, Herr Graf, nannte sich vor ihrem Falle Henriette Villeneuve. Seide und Diamanten haben sie nicht immer geschmückt. Friedlich und rein verflossen ihr, der Tochter eines ehrbaren Mannes, aber armen, doch ausgezeichneten Künstlers in Verdun, die ersten sechzehn Jahre ihres Lebens in der Bildhauerwerkstätte ihres Vaters, der nichts weiter auf der Welt besaß, als sie und sie als

seinen Abgott liebte. Ich wurde der erste, der Lieblingsschüler Villeneuves; der Antheil, den er anfangs an mir nahm, verwandelte sich mit der Zeit in wahre Liebe. Wenige Tage gab es, an denen Henriette nicht in dem Attelier erschien. So lebte ich manches Jahr in der Luft, in der das Mädchen athmete und mitten in ihren kindlichen heitern Freuden. Ich liebte sie, anfangs aus Stolz auf ihre wundervolle Schönheit und weil sie meine ihr geweihete Bewunderung zu begreifen und zu würdigen schien. Meine Liebe läuterte sich an des Herzens Flamme und wohl fühlte ich, daß später nichts ihr Bild mir entreißen oder ersetzen könnte, als mir das Glück ward, aus des Vaters Munde zu vernehmen, daß Henriette meine Wünsche theile und eine nahe Zukunft alle meine Hoffnungen krönen werde. O, wie wuchs von diesem Augenblicke an mein Jugendmuth und welche zauberhaften Hoffnungen umgaukelten mich! Welche hohen und unbekannten Ansichten der Kunst wurden mir jetzt eröffnet! Ach, alle diese schönen Träume von Ruhm erloschen an dem unheilvollen Tage, an dem Henriettens Liebe mir entfloh! Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Graf, daß Henriette wundervoll schön war. Unzählige höllische Schlingen wurden ihrer Unbefangenheit, ihrer unschuldigen Unwissenheit gelegt! Unter der Schaar ihrer Anbeter machte sich Einer

durch die Keckheit seiner Bewerbungen und seiner Zudringlichkeit bemerklich. Dies war der Vicomte de Savernay, ein junger Laffe, dem frühe Liederlichkeit das Gemüth verhärtet hatte und der seine traurigen Siege mit Gold aufwog."

„Ich habe Savernay gekannt," fiel Albert ein, „er wurde in Venedig im letzten Karneval erstochen..."

„Erlauben Sie mir, fortzufahren, Herr Graf. Unter dem Vorwande von Käufen und Bestellungen von Bildwerken, mit denen er freigebig Henriettens Vater beehrte, nistete er sich treuloserweise ein in das Vertrauen des Greises, den eine blinde Sicherheit über die ob der Tochter schwebende Gefahr einschläferte; — doch eines Tages erwachte der alte Mann in einem Abgrunde. Der Vicomte Savernay hatte Henrietten, meine Braut, entführt." Ich schildere Ihnen nicht des Vaters und meine Verzweiflung, kein Menschenwort vermag solchen Schmerz auszudrücken. Unfähig, einem solchen Donnerschlage die Stirn zu bieten, sank der Greis in schwere Krankheit. Drei Monate lang pflegte ich ihn selbst, gefoltert durch Jammer und die Pein eines verzehrenden Fiebers. Um zehn Jahre alterte ich in diesen drei Monden. Sie, Herr Graf, wissen wohl nicht, was Qualen und moralischer Selbstmord heißen, die täglich, stündlich einen armen Künstler zerfleischten und tödteten,

der seine edelsten Kräfte, seine Kunst, seine Liebe einem auserwählten Wesen übertrug, und der, wenn Verführung und Schmach ihm dieses Wesen, sein einzig Gut, seine ganze Zukunft gestohlen haben, gezwungen ist, einsam und verlassen in sein unverbesserliches Unglück sich zu hüllen! Nach vielen Nachforschungen, nach unzähligen vergeblichen Mühen, erfuhr ich endlich, daß Henriettens Entführer mit ihr zu den Karnevalsfesten Venedigs gereist sei. Ich eile hin und angekommen in jener Stadt, erfahre ich, daß ein vornehmer Franzose, ein durch seine Galanterie, durch seine züggellose Verschwendung bekannter Kavalier, kurz der Vicomte de Savernay, in einem Liebesabenteuer seinen Tod gefunden habe: der Stoß eines italienischen Stilets hatte an ihm die Entehrung eines neuen Schlachtopfers gerächt. Auch erfuhr ich, daß die schöne Unbekannte, seine Reisegefährtin, aus Schrecken über diesen Mord, plötzlich von Venedig nach Paris abgereist sei. Den Tod im Herzen, verließ ich Venedig, und machte, als ich nach Verdun zurückgekommen war, Henriettens trostlosen Vater mit meinem festen Entschlusse bekannt, von jetzt an in Paris meine Wohnung aufzuschlagen."

„Der Greis, der in mir seinen Sohn sah, gab nur sehr ungern meinen eifrigen Bitten nach, und so reisten wir endlich ab. Noch blieb mir also die Hoff-

nung, Henrietten wiederzusehen. Noch eine andere Hoffnung hegte ich, nemlich durch meiner Arbeit Frucht dem alten schwachen Manne, der meine ersten Schritte auf der Laufbahn der Kunst geleitet und meine ersten Schöpfungen ermuthigt und durch seinen Beifall belohnt hatte, unterstützen zu können. Auch diese letzte Illusion entfloh gleich so vielen andern! Hier ist die Kunst herabgestiegen zu gemeinem Handwerke, das von kecker Mittelmäßigkeit und Ungeschicklichkeit ausgebeutet wird. Der gewissenhafte, sich selbst achtende Künstler sieht sich sehr häufig zum Hungertode auf dem Stroh seiner Dachkammer verurtheilt, wenn er nicht mit vollen Händen Gold um sich streuen kann, oder durch eine mächtige Cameraderie emporgehoben wird. Stolz in meiner Künstlerarmuth, habe ich mich stets geweigert, meine Kniee vor jämmerlicher Dummheit zu beugen. Ohne mich zu sehr über ein solch' dunkles, elendes Leben beschweren zu können, hätte ich als junger, kräftiger Mann mich wohl durchbringen können, aber jener ehrwürdige Greis, Henriettens Vater, sein düsterer Schmerz, das Dasein seiner Bedürfnisse, die ich nicht befriedigen konnte, seine Thränen über die verirrte, geschändete Tochter, die er ohne Unterlaß von mir verlangte, alles Dieses hat mich zu Boden geworfen, meine Kraft erschöpft... Ich fand Henrietten wieder! Sie wissen, wie! Diese

Nachricht glaubte ich dem Vater nicht so bald mittheilen zu müssen; seit einigen Tagen sah ich ihn aber im langsamen Todeskampfe dahin schmachten, sah, wie er seiner Auflösung entgegeneilte! O! da mußte ich ihm sagen, daß Henriette lebe, daß sie in Paris sei, daß er sie vielleicht sehen könne, und da leitete ich seine zitternde Hand bei'm Schreiben einiger Zeilen, die er Henrietten sendete. Sie aber ist nicht gekommen, und ihr Vater, Herr Graf, ist gestorben! Er verschied erst heute in meinen Armen, und das Bett, das Sie dort draußen sehen, verbirgt seine Leiche! Er ist jetzt glücklich!"

Thränen erstickten Remond's Stimme. Die traurige Erzählung des schweren Unglücks des jungen Mannes, die mit dem vor seinen Augen liegenden Todten schloß, hatte den Grafen bis in sein innerstes Mark erschüttert.

„Wir sehen uns wieder," sprach er, mit inniger, unverstellter Theilnahme des Künstlers Hand drückend, und verließ ihn.

3.

Der Brief, den Almeïda am Morgen erhalten hatte, war ihr also von ihrem Vater, dem bejammernswerthen Greise, den seiner Tochter Fehltritt in's Grab stürzte, geschrieben worden, von ihrem

Vater, der die Welt nicht verlassen wollte, bevor er sie, die er noch Henriette, Remond's Braut, seine Henriette nannte, geschmückt mit aller Anmuth und Unschuld der schönen Tage in Verdun, noch einmal gesehen habe! Den ganzen Tag über hatte Almeïda, die sich nur zu gut solcher Liebe eines sterbenden und ihr verzeihenden Vaters unwürdig wußte, in ihre Schmach versunken, in Thränen zugebracht, und bittere Reue lastete auf ihrem Herzen, als könne dadurch die Sünde aus ihm vertilgt werden. Fast war sie schon entschlossen, sich ihrem Vater, sich Remond, blutige Thränen weinend, zu Füßen zu werfen, und durch die Kraft der Reue zu jenem keuschen, jungfräulichen Leben zurückzukehren, das ihrer früheren Jugend Wonne gewesen, und das ihr noch als eine himmlische Erinnerung galt. Ein Sonnenstrahl genügt, um den auf der reinen Lilie liegenden Schmutz verschwinden zu machen, ein reiner, plötzlich im Herzen des verdorbensten weiblichen Geschöpfes entzündeter Liebesstrahl genügt oft, sie zu reinigen und sie neu gekräftigt auf den Pfad mißkannter Tugend zurückzuleiten. So weit war Almeïda in ihrem edeln Entschlusse gekommen, als Albert sie mit jenem verhängnißvollen Briefe in der Hand überrascht hatte. Die bei der Weigerung Almeïda's, den Verfasser dieses Briefes ihm zu nennen, bis zur Wuth gesteigerte

Eifersucht des Grafen, erhellte den brennenden Pfad, den das Mädchen wandelte. Konnte sie mit Albert brechen, sie, die sie gewöhnt war an üppiges, blumenbestreutes Leben, sie, deren süßer Blick ihren Tritten stets eine Schaar der glänzendsten Anbeter nachzog? Konnte sie, alle Triumphe ihres Stolzes vergessend, ihre Alles verdunkelnde Schönheit wohl einhüllen in die beengten Verhältnisse eines gewöhnlichen in der Stille dahinfließenden Lebens? War es denn möglich, daß sie wieder Henriette werden konnte, die sanfte, reine Braut Remond's?

Der Sturm solcher etngegengesetzten Betrachtungen mußte nothwendig eine heftige Krise herbeiführen. Albert hatte sie kaum verlassen, als sie von einem Fieber ergriffen wurde, in welchem Remond's, Savernay's und ihres Vaters Namen ihren Lippen entflohen.

Nach seiner seltsamen Unterredung mit dem Künstler begab sich Graf Albert wieder zu Almeida, die er im Bette traf, und die sich bei seinem Anblicke sinnverwirrt und wie von Grausen ergriffen, aufrichtete. Hastig griff sie nach den beiden Statuetten, die nahe bei ihr standen, und warf sie so heftig auf den Fußboden, daß sie unter ihrem gräßlichen Gelächter in Stücke flogen!...

„O die Unselige!“ schrie der Graf, als er sah, wie sie dem Bette entsprang und mit den Füßen die

Trümmer wegstieß; „sie tritt mit Füßen das Bild ihres von ihr getödteten Vaters!“...

Die vernichtende Entdeckung schmetterte Almeïda nieder. Todesruhe ergoß sich über ihre Züge. Es war anzusehen, als hätten die furchtbaren Worte des Grafen plötzlich ihre Lebensquellen vernichtet. So siechte sie noch, an Leib und Gemüth tödtlich getroffen, einige Monate hin. Keine Leidenschaft, kein Wunsch oder Verlangen wurden mehr in ihr laut. Die zwischen Graf Albert und Remond entstandene Freundschaft verstattete dem Letztern, Almeïda, die Henriette seiner dahingeschwundenen Träume, zu sehen. Noch liebte er sie, und wenn er diese holden Züge, obgleich gebrochen von Kummer und tiefer Schwermuth, betrachtete, so überraschte er nur zu oft sein heftig schlagendes Herz. Wenn aber auch Almeïda diese tiefe Liebe des Künstlers wohl verstand, die sie einst so glücklich gemacht hatte, so verharrte sie doch in ihrer starren Kälte gegen Remond's Worte und Blicke, als ob gleichsam alles Gefühl in ihr gänzlich abgestorben sei. Eines Tages jedoch, als ihr Herz sich den Liebesworten des Künstlers zu öffnen schien, und viele Thränen ihren Augen entströmten, stürzte sich Remond, vor Freude fast wahnsinnig, zu ihren Füßen, und wagte einen leisen Kuß auf ihre blassen Wangen zu hauchen. Eisiger Schauer durchzuckte

bei dieser Liebkosung Almeïda, sie fuhr zurück, als habe eine giftige Natter sie tödtlich verletzt.

Am nächsten Morgen empfing Remond folgende Zeilen:

„Warum mußtest Du glauben, Remond, unter dem glänzenden Gewande Almeïda's das unbefangene reine Herz Deiner ehemaligen Henriette wiederzufinden? Für mich liegt in Deinen süßen Worten blutiger Hohn, den ich nicht länger zu ertragen vermag. Deine Gegenwart peinigt mich, wie Flammen der Hölle! Ich hasse Dich, Remond, wegen Deiner Liebe, deren ich mich schämen mußte und die mich tödtet. Lebe wohl!... Vergiß mich, Remond, und... bete für

Almeïda."

Zitternd durchlief der Künstler das Unheil verkündende Billet und flog zu Graf Albert von Soligny. Als beide Almeïda's Gemach betraten, fanden sie sie leblos in ihrem Bette; — sie hatte sich vergiftet!

XII.

Mignon.

Die alten Moden kehren wieder, wir sehen sie abermals entstehen und verschwinden; sie liefern uns dadurch aber einen neuen Beweis von der Existenz jenes ewigen Gesetzes, das alle Dinge im Kreislaufe herumtreibt, dessen Bewegung aber nichts zu hemmen oder aufzuhalten vermag.

So begegnen uns jetzt bei jedem Schritte in allen Straßen, auf allen Promenaden Merveilleusen jeder Gattung, die ein kleines Hündchen am seidenen Bande führen. Von Neuem ist der Schooshund wieder in Gunst gekommen, wie dieses schon mit Spitzen, engen Aermeln und Racineschen Tragödien der Fall gewesen ist.

Nur die Gattung hat eine Aenderung erlitten. Ehedem hatten unsere eleganten Damen kleine Maltheserhündchen; dann kamen unter dem Consulate die Mopse in die Mode, die aber jetzt zu den ausgestorbenen Thiergeschlechtern gehören. Gleich jenen

vorsündfluthlichen Thieren, von denen nur noch riesenmäßige Gebeine auf uns gekommen sind, gleich jenen seltsamen reißenden Bestien, die vor den Kreuzzügen florirten und die, in die Heraldik übergegangen, nur noch in Wappen gefunden werden, ist das Geschlecht des Mopses von der Erde verschwunden. Das ist ein Artikel, den Büffon unerörtert gelassen, das ist ein Verlust, den die Academie der Wissenschaften bis jetzt noch nicht erklärt hat.

In unsern Tagen ist der seidenhaarige Wachtelhund in die Mode gekommen, eine anmuthige, kokette Rasse, die dem guten Geschmacke unserer Zeit alle Ehre macht.

Ohne alle Widerrede gehört die Vicomtesse de Varny zu den ausgezeichnetsten Damen des Faubourg St. Germain und ist zugleich eine der glücklichsten Sterblichen, die man nur irgend als Beispiel anführen kann. Nichts mangelt ihr: sie ist jung und schön, reich und geachtet; Wittwe eines in der Welt hochgestellten Mannes, der ihr einen ehrenvollen Namen hinterließ, und besitzt überdies einen Wachtelhund, Mignon geheißen. Nichts gleicht den artigen Possen des niedlichen, kleinen Thieres, das die Wonne seiner Gebieterin ausmacht. Und doch sind noch keine vierzehn Tage verflossen, als man dem armen Mignon, oder vielmehr den kleinen Schoosshunden sammt und

sonders in einer Gesellschaft der nächsten Verwandten von Frau von Varny einen schweren Proceß an den Hals warf.

„Es ist eine sehr gefährliche Mode," begann die alte Marquise von L... „Wir hatten sonst auch Schooshunde und trugen sie nach damaliger Sitte im Muff. Um die Allerweltsmode mitzumachen, hatte ich mir auch ein allerliebstes Bologneserhündchen zugelegt, das ich Bijou nannte und das mir einen gar schlimmen Streich spielte! Ich will Ihnen nicht erzählen, wie viel Porzellan er mir zerbrach, wie viele Putzsachen er mir zerriß, das waren lauter Possen, die ich ihm herzlich gern verzieh. Eines Tages aber war das kleine Laster frech genug, mich meinem Manne gegenüber gewaltig zu compromittiren. Hören Sie, wie es damit zuging.

„Sie wissen, daß der Marquis rasend eifersüchtig war, ungeachtet seiner eigenen, sehr leichtfertigen Aufführung, die mir leicht als Vorwand oder Entschuldigung hätte dienen können. Ich hatte aber zu solide Grundsätze, um gegen einen so flatterhaften Gatten das Wiedervergeltungsrecht auszuüben; meine Strenge jedoch, so imponirend sie auch war, machte meine Anbeter keinesweges muthlos, und unter der Schaar derselben befand sich Einer, den ich nicht mit ganz gleichgültigen Augen betrachtete. Chevalier N...

war aber auch so hübsch! Sie können sich wahrhaftiig gar keinen hübscheren Dragoner-Rittmeister vorstellen. Mit seinen andern Vorzügen verband er eine ganz unbegreifliche Keckheit, und immer mußte man gegen seine Verwegenheit auf der Hut sein. So wußte ich zum Beispiel gar nicht, auf welche Weise ich mehrere Briefe von ihm erhielt; das war aber noch nicht Alles, er beging sogar die Thorheit, mir sein Bild in einem kleinen Portefeuille zu geben, das durch ein sehr sinnreiches Geheimniß verschlossen war. Ich legte die Briefe zum Portrait und das Portefeuille an einen sichern Ort. Als ich eines Sonntags aus der Messe ging, steckte mir der Chevalier ein Billet zu, das ich in meinen Muff schob, in dem Bijou lag. Ich machte noch mehrere Visiten, und als ich endlich nach Hause kam, fiel mir das Billet ein, und nun wollte ich es lesen; ich fand von ihm aber nur noch Fetzen; Bijou hatte sich den Spaß gemacht und es in tausend Stücke zerrissen. Ich schmählte mein Hündchen tüchtig aus, wie er es auch verdient hatte, und ohne weiter an die ganze Geschichte zu denken, ging ich Abends zu der Marschallin, bei der ich alle Sonntage soupirte. Die erste Person, der ich bei ihr begegnete, war der Chevalier, der mich ganz leise fragte: „Nun? Haben Sie befolgt, was ich Ihnen gerathen?“

„Und was haben Sie mir denn gerathen?“

„Was! Wie! Sollten Sie meinen Brief nicht gelesen haben?“

„Ja so! Ihren Brief! Fragen Sie Bijou, was er mit ihm gemacht hat.“

„Nun erzählte ich ihm lachend den ganzen Spaß. Der Chevalier gerieth in sichtbare Bestürzung. — „Sie sind verloren,“ rief er. „Der Marquis weiß, daß Sie ein Portrait verbergen, und die Baroninn, die ganz dasselbe besitzt, hat ihm das Geheimniß, wie es geöffnet wird, verrathen. Wir sind die Opfer einer aus Eifersucht entsprungenen Intrigue. Ich gab Ihnen Nachricht von dem Verrathe und flehete sie an, mir so schnell wie möglich das gefährliche Bild zurückzusenden; jetzt aber ist keine Zeit mehr dazu, denn in diesem Augenblicke durchsucht der Marquis Ihre Schränke und muß bereits Alles entdeckt haben.“

„Der Marquis hatte auch richtig das Portefeuille gefunden, las des Chevaliers leidenschaftliche Briefe und machte einen Lärm, von dem Sie haben erzählen hören. Bis zu seinem zwei Jahre darauf erfolgten Tode lebten wir getrennt. Ich gab die Bologneser auf und nahm einen zweiten Gemahl, der nicht die Fehler des ersten besaß.“

Als die Marquise ihre Geschichte geendigt hatte, nahm Chevalier Versac den Faden des Gesprächs auf.

„Vor vierzig Jahren," begann er, hatte ich eine Tante, deren Erbschaft ich zu hoffen hatte. Fräulein von Loroy, meiner Mutter Schwester, war eine liebe Verwandte, mir freundlich zugethan, doch muß ich gestehen, daß sie einen allerliebsten kleinen Mops noch weit lieber hatte. Azor war der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt, auf ihn sammelte sich Alles, was noch von Liebe im Herzen der alten Jungfrau aufzufinden war, und mich haßte er von ganzem Herzen, wahrscheinlich wegen des schwachen Antheils von Gunst, den ich ihm von der Zuneigung meiner Tante entzog. Vielleicht hatte er auch eine Ahnung dessen, was sich ereignen sollte. Bei jeder Gelegenheit zeigte sich also Azor in den Beweisen seiner Antipathie gegen mich sehr freigebig, während ich ihn, als guter Neffe, mit jeder Art von Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit behandelte. Ich bin von jeher sehr zerstreut gewesen, daher trug es sich denn auch zu, daß, als ich einst meiner Tante einen Besuch machen wollte, ich mich unbesonnener Weise in einen Lehnsessel warf. Im Augenblicke spürte ich, daß ich auf etwas weniger Weichem, als auf dem Kissen saß, und vernahm von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen; ich stand auf — und sah mit großer Bestürzung, daß ich mich auf den schlafenden Azor gesetzt und den Aermsten aus den Armen des Schlafes in den Rachen des Todes be-

fördert hatte!... Ich will nicht versuchen, Ihnen meiner Tante Verzweiflung zu schildern; es gab Gekreisch, Krämpfe, Ohnmachten, Nervenzufälle und zuletzt eine lange Krankheit, während welcher mir ihre Thür verschlossen blieb. Durch ihren Arzt vernahm ich, die alte Dame sei wüthend gegen mich, nenne mich Mörder und zweifle nicht im Mindesten daran, daß ich mit Vorsatz den Mord Azors bewerkstelligt habe. Zu jener Zeit mußte ich gerade eine Reise nach Amerika machen, schrieb vor meiner Abreise einen reu- und leidvollen Brief und hoffte bei meiner Rückkehr vollen Pardon zu erhalten, den ich, wenn auch nicht meiner Beredtsamkeit, doch der Alles mildernden Zeit zu verdanken hoffte. Eiligst begab ich mich zu meiner Tante, die ich seit drei Jahren nicht gesehen hatte;... sie war am Tage vorher gestorben! Man öffnete das Testament... — ihr ganzes Vermögen, vierzigtausend Livres Renten, hatte sie einem entfernten Vetter vermacht, und ich, ihr leiblicher Neffe, erbte als Vermächtniß ... den ausgestopften Azor!"

Diesen beiden Anekdoten, die so beredt gegen die Schooshunde zu Felde zogen, fügte Herr von Melbois, Frau von Varny's Oheim, noch einige allgemeine Betrachtungen bei, um so die Verhandlung würdig zu schließen.

„Meiner Ansicht nach," meinte Herr von Melbois, „kann diese Mode ein enböswilligen Menschen auf gar mancherlei arge Vermuthungen führen. Sie wissen, daß ich gern Beobachtungen anstelle. Nun denken Sie, da habe ich denn gesehen, wie Frauen, die ein gewaltig sprödes Ansehen hatten, ihr Wachtelhündchen auch auf ganz leidlich scandalöse Art manövriren ließen. Die den kleinen Hund haltende Schnur ist stets lang genug, daß ein herumlungernder Flanqueur sich mit den Füßen in sie verwickeln kann. Das Mittel ist nicht übel und die Gebrauchsanweisung leicht zu begreifen. Ist der Vorübergehende ein Gesell von gemeinem, nichts versprechendem Aussehen, so spaziert der Wachtelhund ganz gerade fort, ist er hingegen ein Dandy von anständigem Aeußern, so weiß es das kluge, einem unmerklichen Zuge der leitenden Hand gehorchende Thier so geschickt einzurichten, daß die Schnur sich um einen unaufmerksamen Fuß schlingen muß. Nun Entschuldigungen von der einen, schöne Redensarten von der andern Seite, das Gespräch ist angeknüpft und häufig ist weiter nichts nöthig. Dies ist ungefähr der Hergang bei solcher Fischerei mit der Schnur. Ich sollte meinen, daß solcher von gewissen eleganten Damen mit ihren Wachtelhunden getriebener Unfug hinreichen müßte, um anständige Frauen von einer Mode abwendig zu machen, die derartige Umtriebe erlaubt."

„Aufrichtig gestanden, bester Onkel,“ entgegnete Frau von Varny, „wenn ich auch von wahrer Achtung und Bewunderung für Ihr Beobachtungstalent und noch mehr für Ihre Logik erfüllt bin, so muß ich doch frei heraussagen, daß Ihre Schlußfolgerung mir nicht ganz stichhaltig zu sein scheint. Wohin würden wir, o du lieber Gott, wohl gerathen, wenn wir uns Alles dessen enthalten müßten, von dem manche Frauen schlechten Gebrauch machen! Von vorn herein schon müßten wir jeden Anspruch auf Schönheit und Geist aufgeben und auf jeden Putz und jedes Vergnügen Verzicht leisten; denn, haben Sie nur die Güte mir zu sagen, wozu uns alle Tugend dienen kann, wenn sie nicht im Stande ist, uns über schlimmen Verdacht zu erheben? Drei Jahre lang bin ich die vorwurfsfreie Gattin eines mürrischen Greises gewesen, dann lebte ich seit zwei Jahren in einer über jeden Argwohn stehenden Wittwenschaft: ich meine, das sei hinreichend, um mir die Erlaubniß zu geben, einen Schooßhund halten zu dürfen!“

„Ganz recht,“ fiel die Marquise ein, „auch ich will die Ansichten des Herrn von Melbois keinesweges in Schutz nehmen; erinnern Sie sich aber zuweilen an meine Abenteuer und denken Sie, was ein Mignon nicht Alles zerreißen kann!“

„Die Briefe, die man mir heimlich in meinen Muff steckt, zerreiße ich selbst," antwortete Frau von Varny lachend.

„Und wenn ich mich nun unglücklicherweise auf ihn setzte?" rief Herr von Versac.

„Da würde mir das Herz brechen, doch Ihnen meine Erbschaft deswegen nicht entzogen werden."

„Auf Ehre!" nahm Herr von Melbois wieder das Wort, ich begreife nicht, beste Nieçe, wie Sie als eine so geschmackvolle und geistreiche Dame eine solche Mode auch mitmachen und so hartnäckig an Ihrem Wachtelhunde festhalten mögen!"

„Ja, sehen Sie, dies kommt daher, weil Mignon ein Hund ist, der vergebens seines Gleichen sucht, und weil es überhaupt nur wenig Personen giebt, die so gescheidt und verständig sind, oder die mir so große Dienste geleistet hätten, wie er."

„Dienste? O! erzählen Sie uns doch!"

„Sie kennen die Geschichte vom Hunde des Aubry und von jenem abscheulich häßlichen Thiere, dem eine junge Miß aus Mitleiden das Leben rettete, als er eben ersäuft werden sollte, und das die Schuld seiner Dankbarkeit dadurch abtrug, daß es einen unter dem Bette seiner Befreierin versteckten Mörder verrieth? Nicht wahr? Nun sehen Sie, Mignon hat in Beziehung auf mich die Heldenthaten

jener berühmten und merkwürdigen Hunde weit übertroffen.“

„Er hat Ihnen das Leben gerettet?“

„Wahrscheinlich. Auf die Gefahr hin, daß er Ohrenzeuge ist und daß meine Worte seine Bescheidenheit beleidigen dürften, will ich Ihnen seine edlen Thaten erzählen, denn er versteht Alles, was ich Ihnen sage, darauf dürfen Sie sich verlassen! Nun hören Sie! Neulich ließ ich meinen Arzt wegen einer leichten Unpäßlichkeit rufen. Doktor Duplessis ist ungemein zerstreut, gewiß darf er eine Vergleichung mit Herrn von Versac nicht scheuen. Voller Lachen kam der Doktor zu mir, und erzählte mir ein allerdings recht lustiges Geschichtchen, das ich Ihnen mittheilen würde, wenn es irgend einen Bezug auf Mignons Lobrede hätte.“

Die Vicomtesse wurde von den Anwesenden um Mittheilung der Anekdote gebeten, sie erfüllte gern den ausgesprochenen Wunsch und fuhr fort:

„Der Doktor erzählte mit voller Heiterkeit Folgendes: — „Ich komme so eben vom General B..., der bedeutend krank war. Um neun Uhr Morgens hatte er nach mir geschickt, und als ich mit dem Schlage zwölf bei ihm eintrete, empfängt er mich, über mein langes Ausbleiben zürnend, sehr ungehalten. „Das ist nicht meine Schuld, Herr General,“

entgegnete ich ihm, „auf dem Wege zu Ihnen trieben mich zwei Todte in die Enge. Ich fuhr in meinem Kabriolet, so schnell als ich konnte, als ich beim Einbiegen in die Rue St. Honoré durch einen Leichenzug aufgehalten wurde, der nach St. Roch seine Richtung nahm. Es waren dreißig Kutschen in der Begleitung, folglich eine Leiche erster Klasse, und Alles ganz prächtig anzusehen. Nach zwanzig Minuten kann ich meinen Weg weiter fortsetzen, sehen Sie, da stoße ich an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg auf einen zweiten Leichenconduct, der mit einem furchtbaren Geleite in eine andere Kirche zog. In diesem Monate sterben doch gewaltig viel Leute! Noch pikanter wurde die Geschichte aber dadurch, daß ich keineswegs das Recht hatte, mich wegen dieses Aufhalts zn beschweren, denn beide Todte, der von St. Roch und der von der andern Kirche, waren gerade ein Paar meiner Kranken gewesen. Das ist wahrhaftig eine üble Vorbedeutung, ich muß nothwendig heute eine unglückliche Hand haben!...“ Der General, der abergläubisch ist, wurde auf seinem Lager todtesbleich vor Schrecken, und plotzlich fand in ihm eine solche Krisis statt, daß er sich jetzt besser als je befindet. Der Schrecken hat in ihm eine heilsame Reaction hervorgebracht und er ist ein geretteter Mann.“

„Ich wäre geradezu ein Kind des Todes gewesen,“ meinte die Marquise.

„Jetzt,“ fuhr Frau von Varny fort, „kommen wir auf Mignon zurück. Der Doktor nahm meine Unpäßlichkeit ganz auf die leichte Achsel, verschrieb mir jedoch aus lauter Artigkeit ein Recept. Ich ließ das mir verordnete Mittel machen und stand gerade im Begriff, es einzunehmen, als Mignon die Phiole umwarf und zerbrach. Es vergingen zwei Stunden, bevor es wieder gemacht werden konnte. Da sah ich während dieser Zwischenzeit den Doktor wiederum bei mir eintreten und zwar mit einem ganz verstörten Gesicht. Er gestand, er habe sich in seinem Recepte geirrt, und als ich ihm erzählte, was Mignon gethan habe, rief er aus: — „Die gütige Vorsehung selbst muß Ihren Wachtelhund geleitet haben!“ Er wollte zwar nicht zugeben, daß sein Versehen einen übeln Ausgang für mich hätte nehmen können, an seiner Bestürzung sah ich aber nur zu deutlich, daß ich in großer Gefahr gewesen sei. Auf solche Art hat mir Mignon das Leben gerettet, oder wenigstens mich vor großem Uebel bewahrt.“

„Das ist aber noch nicht Alles,“ setzte die Vicomtesse hinzu, es vergeht kein Tag, wo der wunderbare Instinkt und die große innige Anhänglichkeit meines Hündchens mir nicht irgend einen guten Dienst

leistet. Er schnappt den langweiligen Besuchen nach den Füßen und besitzt das Talent, Jedermann, den ich nicht leiden kann, aus meinem Hause zu entfernen. Schlage ich einen schlechten Roman auf, so zerreißt er sogleich einige Blätter; — Mignon ist ein vortrefflicher Recensent. Als Fräulein H... neulich das Piano öffnete, fing er da nicht gleich greulich an zu bellen? Wo finden Sie ein feineres musikalisches Gehör? Bei meiner letzten Soirée nahm ihn Frau von M..., die ich nicht ausstehen kann, auf den Schooß. Mignon stellte sich auf die Hinterbeine, that, als wenn er ihr schmeicheln wollte, und leckte ihr die ganze Schminke von der einen Wange ab, so daß sie auf der einen Seite rosenroth und auf der andern todtbleich aussah. Vergeblich mühete sie sich ab, die Metamorphose dadurch vollständig zu machen, daß sie mit ihrem Taschentuche die eine Wange noch verschönernden Rosen wegwischen wollte; dazu langte aber der Battist nicht aus, denn Frau von M... bezieht ihre Schminke aus einer guten Fabrik. Sie ging ganz wüthend fort, und wird, wie ich hoffe, so bald nicht wiederkommen. Und endlich muß man sehen, wie Mignon unter den Herren, die mich gern meines Wittwenstandes entrücken möchten, mein Leiter, mein Schützer ist! O, er ist ein wahrer Leibwächter! Erinnern Sie sich noch,

wie er erst neulich Herrn von S... den Rock zerriß? Es war vollkommen genug, um mich entdecken zu lassen, daß der liebenswürdige junge Herr zu Zorn und Geiz hinreichende Anlage besitzt, während ich ihn nur für einen Gecken hielt!... Ja, Mignon ist ganz gewiß ein vortrefflicher Mentor, und wenn ich mich wieder verheirathe, so muß er für mich wählen."

„Keine übelangebrachten Scherze, gute Niece," sprach Herr von Melbois; „ich glaube Ihnen bereits bewiesen zu haben, daß der Wittwenstand weder für eine Frau Ihres Alters, Ihres Verdienstes, noch Ihres Namens paßt. Dies festgestellt, werden Sie bestimmt keine bessere Parthie treffen können, als wenn Sie Herrn von Entreville mit Ihrer Hand beglücken, einen vollkommenen Edelmann, dessen Vater einer meiner besten Freunde war, und der ohne allen Vergleich besser ist, als jener Herr von Trevannes, für den Sie eine so große Vorliebe zu haben schienen, bis Ihnen sein letztes Abenteuer mit Frau von B... die Augen öffnete."

In der That hatte Frau von Varny für Herrn von Trevannes, der ihr die zarteste Aufmerksamkeit erwies, geheime Neigung empfunden, doch war er leider in eine Intrigue verwickelt, die er ohne ein gewisses Aufsehen, das seiner Bemühung um die schöne Wittwe schweren Nachtheil brachte, nicht ab=

brechen konnte. Einige Tage nach dieser Familien-Soirée, in der Mignons Lob abgehandelt worden war, gab Frau von Varny dem Zureden ihres Oheims und der andern nächsten Verwandten nach und erklärte, den Bewerbungen des Herrn von Entreville Gehör schenken zu wollen; nur verlangte sie noch eine dreitägige Frist, um über eine bindende Antwort nachdenken zu können, und auch diese war schon geschrieben und sollte die Wünsche des Herrn von Entreville krönen, als Frau von Varny ihren Liebling Mignon bei einem Spaziergange in dem Tuileriengarten verlor.

Fünfhundert Franken wurden dem Ueberbringer des theuern Wachtelhundes verheißen; doch sollte der Lohn noch besser ausfallen, denn Herr von Trevannes lieferte Mignon zurück und benützte die Gelegenheit, mit um so glücklicherem Erfolge, weil Liebe, Richter und Parthei in einer Person waren, um sich glänzend zu rechtfertigen.

Mignon, das kluge Thier, hatte richtig Herrn von Trevannes aufgesucht und ihn zu seiner Gebieterin zurückgebracht.

XIII.

Die literarischen Reisen.

Für alle freien Männer und für Alle, die nur irgend ein Abkommen mit ihrer Knechtschaft treffen können, ist der Sommer eine wahre Ferienzeit. Mit den ersten Tagen des Junius bekömmt Paris so zu sagen ein ganz anderes Ansehen; zuerst schließen sich die Salons und die Alleen im Bois de Boulogne sehen nicht mehr so viele glänzende Equipagen. Sind die Sitzungen der Kammern beendigt, sind die Pairs auf ihre Schlösser, die Deputirten in ihr Heimwesen abgereist, wo sie endlich von den so langweilig votirten Gesetzen ausruhen, so verliert Paris und die Journale einen der hervorstechendsten Züge ihrer Physiognomie. Wenige Tage später, und Schulen, Kollegien, Tribunale gehen auf zwei Monate in Urlaub, und dann ist die Auswanderung vollständig. Dagegen, und um nach Möglichkeit die dadurch entstandene Lücke in der Pariser Bevölkerung auszufüllen,

senden die Departements ihre Notabilitäten, und dann besitzt Paris einen wahren Kongreß von lauter Provinzmännern, eine seltsame, aber recht artige buntscheckige Sammlung, zu welcher jedes Arrondissement Frankreichs sein eigenthümliches Kontingent beisteuert. Mit Ende Juni's erhält die departementale Invasion beträchtlichen Zuwachs durch königliche Procuratoren, Anwalte und Substituten, und die Magistratur und die Advocatur der Provinz bilden in der großen Oper ein ganz neues Publikum.

Künstler und Schriftsteller folgen seit einigen Jahren dem allgemeinen Zuge; sie machen es wie die Pairs, die Dandy's, die Deputirten, die Merveilleusen und die Angestellten; sie verlassen nemlich Paris mit dem Anbruche des Sommers. Schauspieler nehmen am ersten und liebsten diese Mode an. Alle berühmten Theatersterne reisen mit den italienischen Sängern ungefähr zu gleicher Zeit ab; sie suchen in der Provinz die Zuschauer, die ihnen der Sommer aus Paris entführt, und zwar dergestalt, daß diese Jahreszeit für die Bühne in kleinen Städten eben so wohl so zu sagen die belle saison ist, wie für die Theater Drury-Lane und Covent-Garden, denn in dramatischer Hinsicht hat die Provinz ganz den fashionabeln Londner Kalender angenommen. Während die Pariser Theater auf ihren im Winter eroberten

Lorbeeren und guten Einnahmen ausruhen, schlägt Nantes zu Bouffé's Ehren Medaillen, und Marseille trotzt der Hundstagshitze, um die Déjazet zu applaudiren. Die Provençalen sind so versessen auf ihre ländlichen Sitten, daß in Marseille während des Sommers am Sonnabend die Theater geschlossen sind und am Sonntage keine Zeitungen ausgegeben werden; die Déjazet ließ aber die Marseiller die Reize ihrer Bastiden vergessen und alle Lust der Jagd, denn Frétillon trat am Sonnabend auf, und ihr zu Gefallen versäumten die Phocäer Wald, Sonne, Wachteln und Krammetsvögel. Einen solchen Triumph hat nicht einmal Talma errungen.

Sobald die Nachtigall ihre süße Stimme ertönen läßt, verlassen die Musiker gleich den Schauspielern Paris; sie ziehen fort, um unter andern Himmelsstrichen neue Begeisterung zu schöpfen und sich von den Winterstrapazen zu erholen, denn der Winter hat den Virtuosen übel mitgespielt. Die Statistik der öffentlichen und Privatconcerte liefert uns vom November bis zum Mai die artige Summe von zwei- bis dreitausend Concerten. Die Concertsäle wurden von solcher musikalischer Wuth gewaltig mitgenommen, und an den Reparaturen, die man vor Kurzem an dem Hotel de Ville vornehmen mußte, trug die Musik einen tüchtigen Theil der Schuld. Zum

Glück für die Künstler, für die Zuhörer und für die Plafonds unterbricht der Sommer die Musikfeste; die Virtuosen gehen auf das Land oder in Bäder, um sich von ihren glänzenden Anstrengungen zu erholen, und die Tondichter benützen den Waffenstillstand, um ihr Genie an dem Busen der Natur neu zu stählen. Einer studirt die Geschichte der Völker, um sie in cosmopolitische Noten zu übersetzen; ein Anderer, der Jupiter tonans des Pianos sitzt im Schatten der Wälder, oder am Gestade des Meeres, und schreibt unter dem Sturme der Elemente phantastische Harmonien der luftdurchsäuselten tausendjährigen Eichenhaine, oder der wildbrausenden Wogen, jener unermeßlichen Orgel, die das gemeine Volk Ocean benennt. Im nächsten Winter kehrt er wieder, sein Portefeuille gefüllt mit Sturm und Ungewitter, darob erfreuen sich die Herzen der zarten Frauen, und Erards Pianos zertrümmern unter dem Blitze seiner Finger.

Was sollten die Maler in Paris thun, wenn die Natur für sie sich schmückt mit allen ihren holden Gaben, und wenn die schönen Tage die Staffelei in freier Luft aufzuschlagen erlaubten? Die Maler reisen folglich mit den Tonkünstlern ab. Die Meister in der Kunst und die Reichen ziehen weit in die Ferne, um neue Charaktere zu copiren, und den

Aufgang der orientalischen Sonne, oder venetianische Nächte an Ort und Stelle auf die Leinwand zu bringen. Weniger hoch Aufstrebende zerstreuen sich in die benachbarten Gehölze von Paris und lassen sich die Bäume von Fontainebleau oder von Bondy sitzen. Und das ist kein geringer Dienst, der hierdurch von der Kunst der öffentlichen Sicherheit geleistet wird, denn im Sommer sind die übelberüchtigtsten Wälder von allen Uebelthätern gereinigt. Sobald die Landschafter erscheinen, marschiren die Spitzbuben ab, weil sie zu gut wissen, daß bei den neuen Gästen nichts zu fischen ist; — Maler werden nie bestohlen.

Die literarische Emigration ist nach allen andern erst gekommen; sie ist ein neues Factum in den Sitten der Schriftsteller, sie ist eine, durch den seit einiger Zeit von der Tagsliteratur genommenen Aufschwung gebotene Nothwendigkeit. Man wird es überdrüssig, sich immer in einem und demselben Kreise herumzudrehen; die Forderungen einer thätigen Productionskraft sind schwer zu befriedigen, nur Reisen gewähren heilsame Zerstreuung, fruchtbaren Stoff! Malerische Reisen fügen sich leicht allen Launen der Phantasie und nichts ist dem Leser lieber, als wenn er in seinem Lehnstuhle reisen, und einer lebendigen, geistreichen Schilderung durch Städte und Felder, auf Heer- und Querstraßen folgen kann. Und

hierin liegt die Ursache, warum zur Sommerszeit so viele Schriftsteller den Postwagen oder das Dampfschiff besteigen.

Das erste und Hauptunglück aller malerischen Reisen ist, daß sie sich fast alle, wie ein Tropfen Wasser dem andern, ähnlich sehen. Die Mehrzahl der pittoresken Wallfahrer nimmt beinahe den gleichen Weg; kommen sie endlich nach Hause zurück, und theilen sie nun der Welt ihre empfangenen Eindrücke mit, so erblickt die Lesewelt plötzlich und auf einmal in allen Ecken der periodischen Pressen eine Masse von Relationen auftauchen, die sämmtlich einerlei Stationen gemacht, in einerlei Orten angehalten haben und alle das Nemliche schildern. Gott allein weiß, welche Unzahl von Spaziergängen in die Normandie und Ausflüge nach Belgien uns jeder Herbst liefert!

Der schriftstellernde Reisende debutirt jedesmal mit der Normandie. Von Paris nach Maisons geht er mit dem Postwagen; unterwegs bewundert er die Arbeiten an der Eisenbahn. In Maisons-Lafitte setzt er sich in's Dampfschiff und gleich fängt er seine Notizen an, das Album wird zur Hand genommen, der Bleistift gespitzt. Die Abfahrt eines Dampfschiffs bietet Gelegenheit zu einer anmuthigen Beschreibung, das dampfende Rohr, die drehenden Räder,

das fliehende Ufer, die originellen auf dem Verdeck zusammengedrängten Gesichter liefern Stoff genug zu einem äußerst pittoresken Kapitel. Hat der Reisende solchergestalt rasch seine ersten Bemerkungen auf's Papier geworfen, so widmet er sich von jetzt an ganz der Landschaft. Er betrachtet die Ufer der Seine, die bis Poissy traurig genug sind, Alles aber, was er erblickt, scheint ihm eine unerschöpfliche Fundgrube neuer anmuthiger Einzelnheiten, und so notirt er denn in Gottes Namen Häuser, Bäume, Heerden, Mühlen. Was wird er nicht Alles sagen können über Verneuil, Triel und Meulun, lauter viel zu wenig bekannte Orte, und über Mantes, die anmuthige von den Druiden schon gegründete Stadt, mit ihrer hochgethürmten Kirche, die ihm einen Vorgeschmack giebt von den Kirchthürmen der Normandie! Dann erscheint ihm Rosny mit seinen Erinnerungen an die Restauration; weiterhin Roche-Guyon mit seinen an das Mittelalter mahnenden Burgruinen!

Warum muß aber auch der pittoreske Reisende gleich andern gemeinen Menschen den unbescheidenen Forderungen eines von der freien Luft gereizten Appetits unterworfen sein? Warum muß er sich wegreißen von dem prachtvollen Schauspiele, das beide Ufer der Seine hier vor ihm aufrollen, und warum muß auch er hinab in den Salon zum Mittagsessen?

Welch' unermeßlicher Schatz verlorener Bemerkungen wird dieses Mahl unserm Reisenden kosten? Kaum nimmt er sich Zeit, um die leichteste für den Magen eines Beobachters unumgängliche Nahrung zu genießen, und eilt wieder auf das Verdeck hinauf. „Jetzt sind wir im Departement der Eure," spricht der Steuermann, und das Schiff, seine schwarze Säule beugend, schlüpft unter der Brücke von Vernon hindurch. Noch kann der Reisende ganz gemächlich Chateau-Gallard, Antelys und den Pont-de-l'Arche betrachten, mit dem Departement der untern Seine bricht aber die Nacht herein, Finsterniß umhüllt die Landschaft und so ist das Schauspiel von Neuem unterbrochen, er sieht weder Elboeuf, noch die so eigenthümliche Umgebung von Rouen, und höchst betrübt muß er gestehen: es war Mitternacht, als wir in der Hauptstadt Neustriens ankamen!"

Am andern Morgen ist der pittoreske Reisende wieder getröstet, wenn er die Stadt durchläuft. Ei! wie viel findet er da zu schreiben und welch' schöne Schilderungen! Das Münster, die Brücke, St. Ouen, der Thurm mit der großen Uhr, Corneille's Bildsäule, und die ganze Decoration aus dem Mittelalter, die alten seltsamen Gassen, die alten gothischen Häuser, aus denen man jeden Augenblick die Bürger mit ihren Barretten und Schnabelschuhen

herauskommen zu sehen vermeint! — Von Rouen nach Havre bietet die Reise neue Wunder dar. Zuerst kommt das Thal von Darnétal, dann die von Meyerbeers Robert dem Teufel erbaute Burg Monlinaux und Jumièges, die uralte zerstörte Abtei, die schon den guten König Dagobert einst sah und später die schöne Agnes Sorel. Weiterhin kommt Caudebec, die heiterste Stadt der Normandie.

In Lillebonne erscheinen statt der Ruinen des Mittelalters römische Trümmer, und statt der Kirchen und Klostermauern bieten sich hier Ueberreste eines Circus dar, um Abwechslung in die Beschreibung zu bringen. Endlich erscheinen Havre und Honfleur und tauchen in ihrer vollen Pracht vor dem pittoresken Reisenden auf. Alle diese Städte und Gefilde, alle diese Ruinen und Gestade verdienen gewiß gesehen und besucht zu werden, leider begegnet ihnen aber das Mißgeschick, daß dieses schon gar zu oft geschehen ist und noch geschieht. Reisen in die Normandie sind eben so abgedroschen, als die berüchtigte, von allen Orgeln wiedergekäute Ballade Berats:

„Je vais revoir ma Normandie u. s. w. . . .“

Die Normandie ist ohne allen Streit dasjenige Land, dem von Bänkelsängern und fahrenden Schriftstellern am übelsten mitgespielt worden ist.

Für den über die Grenzen brechenden pittoresken Reisenden ist Belgien das, was die Normandie für den weniger kühnen Forscher ist, der sich noch nicht in fremde Länder wagt. Welche Masse von Artikeln, von Bruchstücken, von Feuilletons hat man nicht seit zwei Jahren unter dem Titel gelesen: Reisen nach Belgien, oder bescheidener: Ein Ausflug nach Belgien, oder noch lieber: Acht Tage in Belgien! Der Titel ist verschieden, die Sache aber immer dieselbe, immer die gleiche Beschreibung von Brüssel, von Antwerpen, von Rubens Bildern und dem flämischen Biere. Dann folgt unmittelbar die ständige Donnerrede gegen die vortrefflichen Belgier, welche die Franzosen mit so naiver Unverschämtheit nachdrucken und die französischen Bücher, Revuen, Journale so anmuthig plündern. Was kümmert sich aber der Belgier um Schimpf und Schande, mit der man seinen literarischen Diebstahl verfolgt! Mit seinem bewundernswürdigen Phlegma druckt er sogar die auf ihn geschleuderte Beschimpfung Wort vor Wort getreulich nach.

Nächst der Normandie und Belgien sind es vorzüglich die Bäder, welche die pittoresken Reisenden massenweise anziehen. Im Oktober liefern die Feuilletons ihren gewöhnlichen Tribut an Schilderungen von Bagnères, St. Sauveur, oder sogar von Aachen,

Töplitz oder Baden. In solchen Badeorten sucht der schriftstellernde Reisende nicht allein Bilder für seine Beschreibungen und Motive für seine Eindrücke, sondern auch Stoff zu Romanen, wie er ihn in Paris nicht findet. In der Schriftstellerwelt gilt der allgemein angenommene Satz, daß solche privilegirte Städte in der eigentlichen Saison stets einen galanten Kongreß bei sich sehen müssen und daß in ihnen die Sammelplätze aller Liebesintriguen der vornehmen Welt zu finden wären, als ob die vornehme Welt so weit gehen müßte, um das zu suchen, was sie überall und ohne Mühe finden kann.

In Romanen und Lustspielen sieht man freilich nichts als Dandy's und Merveilleusen, die sich von ihren Aerzten Badekuren verordnen lassen, dort trifft man dann zusammen, und der Beobachter hat gar nichts zu thun, als nur um sich zu schauen und die schönsten Abenteuer, fix und fertige Romane, rührende Drama's zu sammeln und mit nach Hause zu nehmen. Der schriftstellernde Reisende eilt also voller Hoffnungen nach Bagnères, Aachen und Baden; er blickt scharf umher, legt sich auf Kundschaft, beobachtet und sieht — Leute, die einander ganz fremd und gewöhnlich sich selbst und der ganzen Gesellschaft überdrüssig sind, Leute, die der Mode, der Gewohnheit oder der Neugier wegen dorthin gingen, die sich nur gegen-

seitig zeigen, herumwandeln, spielen und tanzen und sogar hin und wieder ein Bad nehmen. Da sieht sich denn freilich unser Reisender gewaltig getäuscht, weil er aber doch sein Geld nicht zum Fenster hinaus geworfen haben will, so unterläßt er nicht, aus Bagnères, Aachen oder Baden den Schauplatz einer Masse von mehr oder minder pikanten Anekdoten zu machen und frischweg hinzuschreiben: „Bäder sind das gewöhnliche Theater aller Sommer=Liebesabenteuer.“ So entstehen seltsame Vorurtheile und wuchern fröhlich fort.

Noch giebt es eine andere Art von literarischen, erst neuerdings erfundenen und in Circulation getretenen Reisen, wir meinen nemlich damit die als Belohnung dienen sollenden Reisen, mit denen die Minister ihre Günstlinge erfreuen. Es finden sich Schriftsteller, denen die Regierung eine Gefälligkeit erweisen will, es finden sich Dienstleistungen, geheime oder öffentliche, die man ihnen nicht direct wie irgend eine andere gewöhnliche Waare bezahlen will. In dieser Hinsicht hat man literarische Sendungen erdacht, welche die Bezahlung auf eine anständige Art einwickeln. Man spricht zum Schriftsteller: — „In dieser oder jener Bibliothek befindet sich ein kostbares Manuscript; hier sind tausend Thaler, suchen Sie es auf;“ — das Institut ist in Zweifel über eine

Stelle in irgend einer lateinischen Handschrift: „nehmen Sie diese zehntausend Franken und suchen Sie Varianten dazu, die Sie in Italien oder in Bayern finden müssen!“ Der Litterat nimmt das Geld und kann nach Belieben entweder abreisen und ohne die Varianten zurückkommen oder auch ganz und gar zu Hause bleiben.

Mehrere solcher Missionen sind allerdings in ernstlicher Absicht an verdienstvolle Männer ertheilt worden, die sie auch gewissenhaft und gut vollführt haben, doch wird mit ihnen darum nicht weniger Mißbrauch getrieben, und häufig genug dienen sie als Besoldung gar seltsamer Leute und schmachvoller Umsattlungen.

Solche Sendboten der ministeriellen Literatur ermangeln niemals, ihre Ausflüge eben so zu benutzen, wie die Andern, die auf eigene Kosten reisen. Mögen sie nun aber vom Budjet oder sonst woher bezahlt werden, so ist doch so viel gewiß, daß derartige Reisen noch selten etwas Gutes hervorgebracht haben. Romanen- und alle andere Schriftsteller, die diese Art der Literatur ausbeuten, können übrigens durch eine Entfernung von Paris nur verlieren. Es geht ihnen, wie jenen Schauspielern, die, wenn sie einige Monate in den Departements herumgezogen sind, nach Paris zurückkommen, und den Ton, die Manieren und den Accent der Provinz heimbringen. Der Rei-

sende, der die Welt, Notizen sammelnd, durchstreicht, und endlich die mit schwerer Mühe zusammengetragenen verarbeiten will, wird nichts Tüchtiges hervorbringen. Verliert ja schon sogar ein Brief alle Anmuth und allen Geist, wenn der Schreiber desselben vorher weiß, daß er gedruckt werden soll! Reist also in Gottes Namen, ohne aber an eine spätere Herausgabe der Reise schon im Voraus zu denken, und wandelt Euch doch die Lust dazu an, nun so schreibt und zieht Euer Gedächtniß dabei zu Rath; nur auf solche Art sind gute, tüchtige Reisebücher entstanden.

XIV.

Das Palais-Royal.

„Ja, Ihr Herren," begann der alte Herr mit heiterem Lächeln, „es sind gerade fünfzig Jahre her, daß ich zum ersten Male das Palais-Royal betrat, und zwanzig Jahre, seitdem ich es nicht mehr verlassen habe. Hier bin ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen von den Vorspielen unserer großen Revolution; mit Camille Desmoulins brach ich von jenen Bäumen die erste Cocarde des Aufstandes; hier hörte ich den wilden d'Eprémesnil seine heftigen Reden halten, und hier sah ich eines Abends nach dem Souper Mirabeau sterbend den Garten verlassen... Ich will Ihnen aber keineswegs eine Chronik des Palais-Royal liefern; — gern überlasse ich diese Arbeit den Memoirenschreibern und Hofleuten. Die Chronik des Palais-Royal ist überall, und sehr leicht kann man die ganze Geschichte Frankreichs seit fast zweihundert Jahren an sie anknüpfen, denn keine ein-

zige große Begebenheit ereignete sich in diesem langen Zeitraume, die nicht auf irgend eine Art mit diesem Gebäude, mit seinem Herrn oder mit seinen Bewohnern in Berührung stand.

Auch meine Geschichte ist eben so wie die Frankreichs hier ganz und gar enthalten. Das Palais-Royal war die Bühne meines ganzen Glückes und aller meiner Unfälle. Am Tage, als ich, gerade aus meiner Provinz angelangt, hier in diesem Garten umher wandelte, begegnete mir mein erstes Liebesabenteuer, und das ist in dem Leben eines gemüthlichen Mannes ein feierliches Ereigniß. Damals war ich jung und arm, doch war es eine schöne Zeit! Ich will Ihnen weiter nichts von meinen Liebesgeschichten erzählen, als daß sie mich jeden Abend in das Theater Montansier führten. Aus Liebhaberei eben sowohl als aus Nothwendigkeit war ich, bis es vielleicht besser kommen möchte, Schriftsteller geworden, und meine Feder lieferte mir die Mittel, in einer angenehmen Mediocrität mein Leben hinzubringen. Ich lieferte Journalartikel, machte Gedichte und übersetzte Romane aus dem Englischen, das ich gar nicht verstand. Umstände verleiteten mich, zwei oder drei Vaudevillen zu verfertigen, die nicht ohne einigen Beifall aufgeführt wurden. Bald entfernte mich jedoch Ehrgeiz von meinen literarischen Arbeiten. Rings um mich erblickte

ich eine Masse Menschen, die weniger werth waren als ich, emporkamen und reich wurden, weil sie die Zeitumstände zu benutzen wußten; einige meiner Bekannten, ziemlich schwache Köpfe, gewannen z. B. in Geldgeschäften bedeutende Summen. Ich beschloß, ihrem Beispiele zu folgen. Geistreiche Leute besitzen im Allgemeinen keinen größeren Feind, als gerade ihren Geist; gewöhnlich hängen sie sich an eitle Kleinigkeiten und vernachlässigen dadurch in der Regel ihre wahren Vortheile. Geist ist ein Tyrann, der despotisch seinen Mann beherrscht und ihm nicht einmal erlaubt, dumm zu sein, wenn es ihm Nutzen bringen könnte. Glücklicherweise besaß ich weder Eigenliebe noch Vorurtheile und beschloß, auch mein Glück zu machen, wie es mehreren albernen Gesellen unter meinen Bekannten schon gelungen war, warf folglich meine Geistesarbeiten auf die Seite und machte Geldgeschäfte.

Eine Schilderung der damals herrschenden Agiotage würde Ihnen fabelhaft klingen. Die berüchtigten Operationen der Rue Quincampoix zur Zeit des Law'schen Schwindelsystems waren nichts im Vergleich mit den Geschäften, die damals auf dem Perron des Palais-Royal gemacht wurden. Anfangs wagte ich nicht viel, täglich ließ ich mich aber tiefer ein, denn mein Gewinn vergrößerte meine Geschäfte. Mit der

Waghalsigkeit eines Menschen, der siegen oder zu Grunde gehen will, stand bei jeder meiner Unternehmungen immer mein ganzes Kapital auf dem Spiele. Ich wollte Millionär werden oder in meine Schriftstellerei wieder zurücksinken.

Im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß Alles, was ich damals in den Mauern des Palais-Royal unternehmen würde, mir gelingen sollte. Meine Geldgeschäfte gingen eben so gut wie meine Liebesabenteuer und meine Vaudevillen und nahmen einen so hohen Flug, daß ich nach Verfluß eines Monats in einen vollkommenen Incroyable umgewandelt war. Ich hatte einen Wisky, Pferde zu ihm und vernachlässigte der großen Oper wegen mein Theater Montansier. Vergnügungen ließen mich indessen niemals die Sorge für mein Vermögen vergessen, und ich setzte meine Speculationen mit solchem unermüdlichen Glücke fort, daß ich mich nach nicht zu langer Zeit mit zwei rein gewonnenen Millionen aus den Geschäften zurückzog.

Nun schaffte ich mir ein Hotel an, gab Feste und hatte einigen Antheil an der Restauration der französischen Gesellschaft, die mir aber wenig dafür gedankt hat. Ich sah die berühmtesten Personnagen der damaligen Zeit in meinen, im griechischen Style decorirten Salons, die Ihr heutiges Tages gegen

das mittelalterliche Zeug vertauscht habt. Ich hatte damals eben in der Normandie ein altes Schloß gekauft, das ganz voll steckte von altem Holzgerümpel und gothischen Waffen; ich verbrannte das Holz und verkaufte das Eisen dem Pfunde nach, denn mir fiel es nicht im Schlafe ein, daß solches Zeug einst mit Gold würde aufgewogen werden. Eben so wenig kam mir in Gedanken, daß einst alte Moden wiederkehren könnten, als ich alle Monate meinem Kammerdiener meine abgelegten Kleider schenkte, denn auch wir trugen schon Paletots, die wir Houppelanden nannten, und ebenso werdet auch Ihr wieder Carricks, Spencer und Stulpstiefeln tragen. — Glauben Sie der Erfahrung eines einstigen Merveilleux, der in Eleganz mit dem alten St. Georges und dem jungen Garat wetteiferte!

Das Konsulat war Zeuge meiner Pracht und meiner Verschwendung. Unter dem Kaiserreiche, als das ganze Wesen eine gewisse Stabilität bekommen zu wollen schien, verheirathete ich mich. Eines Abends wohnte ich einer jener herrlichen Darstellungen im Théatre-français bei, von denen Sie sich jetzt gar keinen Begriff machen können. In der Loge, in welcher ich die vortrefflichen Acteure applaudirte, die so spielten, wie man jetzt nicht mehr spielt, befand sich ein auffallend schönes Mädchen. Sie gefiel mir;

nach dem Theater ging ich ihr nach, zog am andern Morgen einige Erkundigungen ein, und erfuhr, daß sie einer sehr guten in der Revolution zu Grunde gegangenen Familie gehöre. Ich suchte Zutritt zu erhalten, wurde wohl aufgenommen, bat um Honorinens Hand und erhielt sie ohne Schwierigkeit zugesagt. Das Palais-Royal, das bei keinem Hauptereignisse meines Lebens fehlte, spielte auch hierbei eine ziemliche Rolle: im Théatre-français hatte ich Honorinen begegnet und kaufte ihre Brautgeschenke und den Schmuck in den berühmtesten Gewölben dieses Palastes, der damals der Tempel der Mode und des guten Geschmacks war.

Honorine war erst siebzehn Jahre alt, und ich hatte eben meinen fünfunddreißigsten Frühling erreicht, war aber reich genug, um meiner Frau diesen Altersunterschied vergessen zu machen. Meine Jugendthorheiten hatten kaum den vierten Theil meines Kapitals weggefressen; noch blieben mir fünfundsiebzigtausend Franken jährlicher Einkünfte, die ich als guter Ehemann daraufgehen zu lassen beschloß. Für Honorinen war in der glänzenden, ihr von mir dargebotenen Stellung Alles neu; die Pracht, mit der ich sie umringte, blendete sie; sie fühlte sich glücklich in den kostbaren Vergnügungen, mit denen ich sie unaufhörlich umgab, und hielt ihre freudige Trunkenheit,

ihr eifriges Dankgefühl, für Liebe. Meine Illusion sollte nur zu bald verschwinden! Als Honorine an solch' üppiges und abwechselndes Leben gewöhnt war, wurde sie ruhiger und kälter, und als ich jetzt einen tieferen Blick in ihr Herz that, fand ich nichts weiter, als Gleichgültigkeit; die Gleichgültigkeit einer achtzehnjährigen Frau hat aber für einen siebenunddreißigjährigen Gatten etwas sehr Gefährliches. Honorine war sehr lebhaft und voll feuriger Phantasie; ihr Herz, in dem mir nur noch ein geringer Raum übrig blieb, zeigte sich jedoch gastfreundlich genug. Die Gefahr wurde täglich drohender, ich wußte kein Mittel mehr, um sie zu beseitigen.

Unter den verschiedenen mehr oder minder heftigen Auswegen, die sich mir noch darboten, wählte ich den einfachsten und besten. Ich gab vor, ich müsse eine ganze Woche lang verreisen, kehrte aber noch am Tage meiner Abreise heimlich zurück, nicht, um mich von meinem Unglücke vollständig zu überzeugen, sondern nur, um öffentliche Beweise dafür aufzubringen. In den Gemächern meiner Frau fand ich auch glücklich ein kleines Billet, das mir Anleitung gab, sie von ihrer offenen Untreue zu überführen; ich eilte folglich mit zwei Zeugen zu den Frères Provençaux, wo meine liebe Frau mit einem Auditeur des Staatsraths ganz zärtlich Tête a Tête sou-

pirte. — Bemerken Sie, daß auch diese Scene meines Drama's abermals im Palais-Royal spielt; leider hatte aber das Palais-Royal seit meiner Heirath aufgehört, mir günstig zu sein, denn von dieser Zeit an mußte ich die härtesten Kämpfe mit meinem Schicksale bestehen. Wie Sie wissen, war zu jener Epoche die Ehescheidung erlaubt; Ehe war damals keine Sackgasse, fand man seine Rechnung nicht in ihr, so konnte man wieder umkehren. Ich ließ mich scheiden.

Ein zweijähriger Ehestand hatte in mein Vermögen ein stärkeres Loch gemacht, als zehn Jahre eines lustigen und verschwenderischen Junggesellenlebens, die mich nur den vierten Theil meines Kapitals gekostet hatten; meine eheliche Freigebigkeit brachte mich um ein neues Drittel, denn nichts ist für einen klugen Mann ruinirender, als wenn er doppelt so alt ist, wie seine Frau. Jetzt war ich frei, und tröstete mich leicht über meinen Vermögensverlust; es blieb mir noch genug, um ein ganz großartiges Leben führen zu können. Unglücklicherweise jedoch war es mir nicht gelungen, die Treulose, die mich so schmählich hinter's Licht geführt hatte, gänzlich aus meinem Herzen zu reißen; um sie nun vollständig zu vergessen, stürzte ich mich blindlings in den Strom der Lust, und fing als ein beginnender Vierziger alle Ausschweifungen

und Heldenthaten meines ersten Junggesellenlebens von Neuem an. Der Spaß kostete mich aber jetzt weit mehr, als das erste Mal, und schon befand ich mich auf dem besten Wege zu meinem vollständigen Ruin, als die Restauration hereinbrach.

Das war für das Palais-Royal eine glänzende, geräuschvolle Zeit. Die fremde Invasion hatte sich dieses Sitzes aller Leidenschaften bemächtigt. Gleich allen andern edeln Gemüthern war auch ich Anhänger der gefallenen Regierung und bedauerte aufrichtig den Mann, der Frankreich so gewaltigen Glanz verliehen hatte; voller Enthusiasmus für meine Meinungen, war ich also sehr geneigt, sie sogar mit den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten. Die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Der Café Lemblin, zu dessen eifrigsten Habitués ich gehörte, wurde eines Abends von den grauen Musquetaires gestürmt; am andern Morgen schlug ich mich im Bois de Boulogne, und als Folge dieser Geschichte sehen Sie hier an meiner linken Seite den leeren Aermel, mein Gegner blieb aber todt auf dem Platze.

Das Palais-Royal, in dem ich ein reicher Mann geworden war, verschlang die letzten Reste meines Vermögens, denn als es mich zur Hälfte durch meine Heirath ruinirt hatte, richtete es mich vollends durch das Spiel zu Grunde, und der grüne Teppich, den

ein viel zu spät gegebenes Gesetz endlich zerrissen hat, entriß mir, was mir der Perron gegeben hatte. Als ich Spieler wurde, zog ich ganz in das Palais-Royal, miethete anfangs ein schönes Quartier, schränkte alsdann nach Maßgabe, als ich in Verlust gerieth, meine Haushaltung ein, sparte an allen Ausgaben, und wenn ich früher bei Very gespeist hatte, so abonnirte ich mich jetzt auf eine geringe Restauration; statt des früheren Quartiers in der Belle-Etage wohnte ich jetzt in einer elenden Mansarde, und weil Spielsucht alle meine Zeit in Anspruch nahm, so setzte ich während der Jahre, die ich anwendete, um mein Geld im Rouge et Noire zu verlieren, keinen Fuß aus dem Palais-Royal. Als ich endlich das Spiel aufgab, hatte ich mich ganz an den Gedanken gewöhnt, daß Paris für mich außerhalb dieses Gebäudes gar nicht mehr existire; und weil mich nichts hinausrief, so habe ich auch den Ort, wo ich mich wohl befand, mit keinem Fuße verlassen. Es ist mir noch so viel übrig geblieben, um mich vor Mangel zu schützen, denn ich war klug genug, mir das Nothwendige dort in Sicherheit zu bringen, wo der Ueberfluß verschlungen worden ist. Der Spielbank sagte ich Lebewohl, als ich nach gestellter Rechnung sah, daß mir jährlich nicht mehr als hundert Louis übrig blieben. Um mich zu nützlichen Betrachtungen anzufeuern und vom Rande

des Abgrundes zurückzuhalten, hatte ich ja jeden Tag jenen Diogenes des Palais-Royal vor Augen, der schon so manches Jahr seine Lumpen in den Gallerien zur Schau trägt und einst so jung, hübsch und reich war, wie ich.

Und, ich rede hier ganz offen mit Ihnen, so herabgestürzt von dem Gipfel des Glückes zu einer sehr mittelmäßigen Lage, bereue ich doch nichts und finde auch keine Ursache zur Klage. Ich fühle mich glücklich, ich liebe das Palais-Royal, denn hier stoße ich bei jedem Schritt auf irgend eine mich unterhaltende Erinnerung und mache jeden Augenblick gar ergötzliche Bemerkungen. Seit zwanzig Jahren habe ich ganz Europa, ja die ganze Welt hier vorübergehen gesehen. Denn, sagen Sie, ist das Palais-Royal nicht eigentlich der Mittelpunkt der ganzen civilisirten Welt? Ich kenne die Geschichte aller Gäste dieser gewaltigen Behausung, ich kann Ihnen sagen, in welches Departement jene dort vor der Rotunde herumschlendernden Provençalen gehören, die Stunde und den Genossen ihres Diners erwartend; ich kann Ihnen sogar sagen, was Jeder bei dem Restaurateur speisen wird. Hier finde ich leicht Gesellschaft und alte gute Gesellen, wie ich, die gern von vergangenen Zeiten plaudern.

Meine silberne Taschenuhr richte ich nach der Kanone dort unten und füttere mit den Brosamen

meines Frühstücks die zahmen, auf dem Rasen spielenden Sperlinge. Alle Morgen lese ich meine vier Zeitungen und Abends besuche ich hin und wieder das Theater, auf dem ich einst als Dramaturg so glücklich debütirte. Ich will mich übrigens nicht besser machen, als andere alte Männer, und will Ihnen folglich ohne Umschweife gestehen, daß ich der Vergangenheit weit den Vorzug über die Gegenwart gebe. So bedauere ich aufrichtig das Aufhören des Café Montansier, wo man vor fünfzehn Jahren um zehn Sous seine halbe Tasse und drei Vaudevillen obendrein consumiren konnte. Ebenso bedauere ich alle die von der Sittlichkeit errungenen Verbesserungen, und sehe nicht ohne Schmerz die Spielhäuser schließen, die ich schon längst nicht mehr besuchte. Meiner Meinung nach, sehen Sie, hängt das Leben des Palais-Royal gewissermaßen an seinen Lastern.

Vor einigen Tagen begegnete ich hier an dieser Stelle, an der ich mit Ihnen spreche, rathen Sie wem?... meiner Frau oder wenigstens derjenigen, die einst meine Frau war und jetzt die edle Gattin eines Pairs von Frankreich ist. Der Auditeur des Staatsraths hat richtig seinen Weg gemacht. Honorine ging an mir vorüber, ohne mich zu kennen, und trat in das Gewölbe ihrer Juweliers, gerade desselben, bei dem ich ihren Schmuck erkaufte, als ich mich ver-

heirathete, und meine Kostbarkeiten wieder losschlug, als ich ruinirt war.

Die Aufregung, in die mich dieses Zusammentreffen versetzte, wird wahrscheinlich die letzte meines Lebens gewesen sein, denn jetzt sind Leidenschaften meinem Gemüthe fremd geworden und Stürme habe ich nicht mehr zu fürchten. Die Zeit hat mich allmählig zum Grabe hinabgebeugt, und nicht weiß ich, ob ich im nächsten Frühling die Blumen dieser Beete wieder werde blühen sehen. Möge aber über mich verhängt sein, was da wolle, meine Tage gedenke ich hier zu beschließen, ich will da endigen, wo ich begonnen. Das Palais-Royal nahm mich gastlich auf beim Anfang meiner Laufbahn, schirmte mich, als es mir übel ging; es soll mich auch sterben sehen, und zwar so, wie es mich empfing, arm, aber heiter!“

XV.

Die guten Freunde.

Herr von Valrieu hat vom Glück Alles erhalten, was Ansehen in der Welt verschafft. Er gehört in eine angesehene Familie, ist reich, erfreut sich eines tadellosen Rufes, besitzt eine hübsche Frau und macht ein sehr comfortables, glänzendes Haus. Man weiß zwar nicht genau, wie hoch sich seine jährlichen Einkünfte belaufen, doch ist er mit zweitausend achthundert Franken Grundsteuer in die Liste der Wähler des ersten Arrondissements eingetragen, und nichts leitet auf die Vermuthung, daß seine Güter mit Schulden belastet seien, im Gegentheil kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Herr von Valrieu außer seinen Gütern noch ein beträchtliches Kapitalvermögen besitzt, von dem er einen Theil in Geschäftsspeculationen gut herumtreibt.

Auch behauptet man allgemein, Herr von Valrieu sei ein kluger, geistreicher Mann und nicht ganz von

allem Ehrgeize frei. Uebrigens ist er ziemlich verschlossen und läßt selten seine eigentlichen Gesinnungen und Plane durchblicken; es ist folglich sehr schwer, ein festes Urtheil über ihn zu fällen, weil er auch stets selbst bei unbedeutenden Gelegenheiten seine Ansichten auszusprechen vermeidet. Ein solches Benehmen könnte vielleicht auf den Glauben führen, er wolle sich dadurch als ein Mann zeigen, der recht wohl in diplomatischer Carrière zu gebrauchen sei. Alles dieses sind jedoch nur bloße Vermuthungen und niemals hat Herr von Valrieu offen nach diplomatischen Sendungen gestrebt.

In bürgerlicher Gesellschaft setzt er auf den Adel großen Werth und thut sich auf das Wörtchen „von" vor seinem Namen nicht wenig zu gut; unter dem Adel spricht er dagegen ziemlich verächtlich von aristocratischen Titeln, und giebt zu verstehen, daß es nur von ihm abhänge, einen erlauchten Stammbaum vor der Welt aufzurollen und sich Graf nennen zu können, wenn er wolle; er habe aber keine Lust, in einem, unter der Herrschaft des Geldes und der Industrie stehenden Zeitalter eine solche Lächerlichkeit zu begehen.

In Hinsicht auf seine politischen Meinungen kann man ihn vollends gar nicht fassen, doch glauben einige sich selbst für sehr gescheidt haltende Personen, man

dürfe annehmen, daß seine Ansichten in gemäßigter und nicht ganz unerbittlicher Opposition zwischen der rechten und linken Seite schweben möchten, in einer Opposition, die Herrn von Valrieu gerade nicht hindern, zu einigen ministeriellen Sommitäten in sehr genauen Verhältnissen zu stehen, und zwar wie ein Mann, der durch einige Auszeichnung, z. B. durch eine Gesandtschaft oder durch die Pairie wohl gewonnen werden könne.

Seine Gattin ist eine liebenswürdige Frau, die sich selbst für fünfundzwanzigjährig ausgiebt, die aber recht gut wegen ihrer anmuthigen, jugendlich frischen Schönheit noch mehrere Jahre ableugnen könnte, wenn sie nicht einige sehr indiscrete Freundinnen besäße und wenn die böse Welt nicht ein gar zu guter Rechenmeister wäre, denn Frau von Valrieu ist seit sieben Jahren verheirathet und vor zehn Jahren schon auf Bällen erschienen: die hübscheste Frau ist nicht immer im Stande, ihr Alter unter Rosen zu verbergen! Frau von Valrieu gilt für eine der liebenswürdigsten und elegantesten Pariser Damen, doch kümmert sie sich nicht im Mindesten um die ernsten, zuweilen ihren Gatten in Anspruch nehmenden Angelegenheiten. Ihre gesammte freie Zeit ist der Sorge für ihre Toilette gewidmet.

Während des Winters giebt dieses Haus wöchentlich ein Diner und eine Soirée; die schöne Jahrszeit, vom Juni bis in den November, verlebt das Ehepaar auf einem Schlosse, das es in der Tourraine besitzt, und wo es von einigen Auserwählten Besuche annimmt. In diesem Jahre haben Herr und Frau von Valrieu das Land etwas später als gewöhnlich verlassen, und die Zeit, bis sie ihre Salons wieder eröffnen können, dazu verwendet, mannigfache Verschönerungen in dem kleinen Hotel anzubringen, das sie im Faubourg St. Honoré bewohnen.

Vor wenigen Tagen begaben sich beide nach dem Dejeuner in die Bibliothek und befahlen, daß ihre Thür für Jedermann verschlossen bleiben solle, „und zwar ohne Ausnahme," wie Herr von Valrieu scharf betonend hinzusetzte.

Es galt nemlich die Verhandlung eines sehr ernsten und schwierigen Punktes, wie man schon aus dem gegebenen Befehle nnd aus dem zum Gespräche gewählten Ort im Voraus vermuthen konnte. Die Bibliothek, die zwischen den Gemächern des Herrn nnd der Frau von Valrieu liegt, ist nemlich in diesem Hotel neutrales Gebiet, in dem man nur bei hochwichtigen Negociationen zusammenkommt und wo alle hohen Angelegenheiten, nur keine Friedensschlüsse, abgemacht werden. Krieg bricht jedoch nur selten

zwischen den beiden Gatten aus, weil ihr gutes Einverständniß durch gegenseitige Gleichgültigkeit und vollständige Freiheit genährt wird.

Das Ehepaar setzte sich an einen runden mit Papieren und Büchern schwer belasteten Tisch und handelte die vorgelegte Frage hierauf weit kürzer und mit weit weniger Vorbereitungen, als dieß in einem Ministerconseil gewöhnlich der Fall ist, ab.

„Wen wollen wir diesen Winter bei uns sehen?"

Hiemit war der Gegenstand der Verhandlung gegeben; eine ernste Frage bei Leuten von Geschmack, die auf die Solidität und die Eleganz ihrer gesellschaftlichen Relationen ein wachsames Auge haben, und die ihre Einladungen nur auf einen kleinen, auserwählten Zirkel beschränken wollen, damit ihr Salon im Werthe steige und man Zutritt zu ihm gleich einer hohen Gunst suche. Nichts ist schlimmer, als so ein allgemein zugänglicher Salon, in den Jedermann Aufnahme findet und Jedermann eingeführt werden kann, so zu sagen Arten von öffentlichen Vauxhalls, die Musards Concerten, die zwanzig-Sous Entrée und die gute Musik abgerechnet, gleichen.

Der Salon der Frau von Valrieu gilt als der Versammlungsplatz einer Gesellschaft, in den man nur sehr schwer Zugang erhält; ein solch' guter Ruf kann aber nur vermittelst der äußersten Wachsamkeit und

höchst geordnete Einrichtung unterhalten werden. Dies war auch die Ursache, warum Herr und Frau von Valrieu, in einer vorbereitenden Sitzung und bevor sie ihr Haus öffneten, die Liste ihrer Freunde durchgehen wollten. Diese Liste sollte nach Umständen controllirt, corrigirt, gereinigt oder vermehrt werden.

„Die Leute," hieß es, „die wir im vergangenen Winter bei uns gesehen haben, dürften sich vielleicht nicht alle wieder zu Einladungen für den jetzt beginnenden eignen."

Und diese Ansicht war die sehr richtige. Ein Jahr ändert in Paris gar viele Verhältnisse, gar viele Gesinnungen. — Die Liste wurde nun zur Hand genommen. Obenan stand Herr Lambertin.

„Ich will mit dem Ausstreichen dieses Namens den Anfang machen," begann Herr von Valrieu, und tauchte die Feder in das Tintenfaß.

„Das steht in Deinem Belieben," antwortete seine Gattin, „auch werde ich mich gar nicht widersetzen, wenn Deine Gründe zu solchem Verfahren mir genügend erscheinen. Setze sie mir auseinader."

„Ganz in der Ordnung." Erfahre also, daß Lambertin vor Kurzem von einem Oheim, der Generallieutenant und Pair von Frankreich gewesen ist, ein Einkommen von jährlich hunderttausend Franken geerbt hat; nicht zufrieden aber mit dem Vermögen des

Verstorbenen, strebt der unersättliche Neffe, wenn auch gerade nicht nach den Epauletten, doch nach der Pairie des Onkels. Die Abschaffung der Vererbung der Pairie auf die unmittelbaren Nachkommen, hat die unverschämte Ehrsucht der Seitenverwandten nur um so mehr aufgestachelt. Um seinen Zweck zu erreichen, hat Lambertin, Gott mag wissen woher, den Titel Baron aufgegabelt und drängt sich nun mit aller Macht sowohl in die alte, wie in die heutige vornehme Welt, um sein Wildpret in allen Gehegen zu jagen. Was soll er nun bei uns? bei mir ist keine Pairie feil. Lambertin sucht ferner eine Verbindung, die ihm Protection verschaffen könnte, und wünscht irgend eine arme, aber vornehme Erbin zu heirathen. Auch damit sind wir nicht versehen. Möge er also anders wohin seine Kratzfüße und seine Millionen tragen; ich meines Theils liebe weder so schnell reich gewordene, noch so anspruchsvolle Leute, auch ist unser Salon nicht da, um solchen Komödianten zur Schaubühne zu dienen."

„Ich stimme mit Dir. Herr Lambertin wird sogleich mit Stimmeneinheit ausgestrichen .... Nun kommen wir an Herrn Delbourg."

„Abermals einen Strich durch diesen Namen! Ist Lambertin für uns zu reich und zu vornehm geworden, so hat Delbourg den entgegengesetzten Weg ein-

geschlagen, der aber zu demselben Resultate führt. Er hat sich im Laufe dieses Sommers an der Börse zu Grund gerichtet. Hättest du wohl je gedächt, daß dieses einfache und reine Gemüth, diese leichtgläubige und unbefangene Rechtlichkeit, diese Gutmüthigkeit aus dem goldenen Zeitalter hingehen und als leichte Beute den Männern einer weitvorgeschrittenen Civilisation, den Roués der modernen Industrie, den großen Speculanten unserer Zeit in die Hände laufen würde? Ich, der ich Erfahrung, richtigen Blick und Charakterstärke besitze, betrete nur zitternd jenes finstere Labyrinth, in das sich der arme Delbourg ohne irgend einen leitenden Faden hineinwagte. Die Wölfe haben auch bald genug das arme in ihre Wälder verirrte Schaf so geschoren, daß ihm nichts weiter, als ein Päckchen kleiner Papierblätter übrig geblieben ist, Actien genannt, und die gerade so vielen Werth haben, wie einst die Assignaten. Nach solchem Unstern paßt er nicht mehr in die Welt, er würde uns durch den Gedanken an sein Unglück und durch den Anblick desselben tief betrüben. Schlüßlich wünschte ich auch nicht, daß mich besuchende Personen riskiren müßten, bei mir einem Manne zu begegnen, der vielleicht so weit herunter gekommen ist, Geld bei dem Einen oder dem Andern borgen zu wollen."

„Ausgestrichen! Nun weiter! Herr und Frau von Froissy! diese," fuhr Frau von Valrieu lebhaft fort, „müssen auf mein Verlangen gestrichen werden. Herr von Froissy ist ein Narr, der eigentlich überall hingeht, seine Frau aber mißbraucht die Erlaubniß, kokett zu seyn, etwas zu stark. Ich will mich gewiß für keinen Tugendspiegel ausgeben und bin bis jetzt nicht strenger gewesen, als die duldsame Welt, in der Frau von Froissy wegen ihrer Anmuth, ihres Geistes und ihrer Talente, wenn man es so nennen will, aufgenommen und gern gesehen wurde. Alles aber, sogar Gutmüthigkeit, hat seine Grenzen. Ich habe erfahren müssen, daß diese Dame sich auf jede mögliche Weise in der letzten Saison in Baden compromittirt hat, wo sie den Ton angab. Der fremde Adel, der unsere Gesellschaft nun dort kennen lernte, muß von uns eine saubere Idee bekommen haben. Stelle dir nur vor, die Froissy hat auf eine scandaleuse Weise gespielt und als sie auf dem grünen Teppich zwanzigtausend Franken verloren, ist sie nach Paris mit prachtvollen Diamanten, die sie im vorigen Jahre noch nicht besaß und die sie von ihrem Manne nicht erhalten hat, zurückgekommen."

„Und warum hätte denn ihr Mann ihr dies Geschenk nicht machen können?"

„Warum? weil er, er war übrigens gar nicht einmal in Baden, erstlich kein Thor ist, und weil er zweitens schon längst in seine Frau verliebt zu sein aufgehört hat. Wenn man übrigens jährlich nicht mehr als dreißigtausend Franken zu verzehren hat, so muß man nothwendig unter der Herrschaft einer gewaltigen Liebe oder einer noch größeren Thorheit stehen, um seiner Frau einen Schmuck von zwanzigtausend Thalern zu schenken. Sie müssen das selbst recht gut wissen, Herr Gemahl, Sie sind reicher als Herr von Froissy und doch glauben Sie wunder was gethan zu haben, wenn Sie mir zu Weihnachten einen Shawl oder irgend eine Kostbarkeit um zweihundert Louisdor kaufen."

„Du hast ganz Recht; Frau von Froissy's Diamanten sollen in Deinem Salon nicht glänzen."

„Großen Dank! .... Was gedenken wir mit Herrn von Privezac anzufangen?"

„Den streichen wir aus. Er ist ein ganz charmanter Mann, das gebe ich gern zu, er hat aber den Fehler begangen, eine politische Rolle spielen zu wollen. Vor drei Monaten trat er als Bewerber um eine offene Stelle in der Deputirtenkammer auf, und zwar unter der Obhut der linken Seite."

„Ja, Du gehörst ja eben selbst zur Opposition!... Ich hätte, wie ich jetzt merke, ehe ich fragte, wer zu

unserer Gesellschaft in diesem Winter gehören sollte, mich zuerst erkundigen sollen, welcher politischen Meinung Sie in diesem Winter zu folgen gedenken?"

„Recht guter Witz! Liegt Dir denn so gar viel an Herrn von Privezac?"

„Mir? ganz und gar nichts! Streichen wir aber ihn aus, so muß Madame Dautrec auch gestrichen werden, denn sie fühlt sich überall höchst unbehaglich, wo sie nicht mit jenem ungeschickten Kandidaten der linken Seite zusammentrifft."

„Diese Bemerkung macht mich in meinem Entschlusse nicht wankend. Was auch immer meine Meinung sein möge, so will ich doch nicht zu denen gerechnet werden dürfen, die ihre Meinungen gleich durch eine ausgehängte Fahne aller Welt verkündigen. Mein Salon muß vor allen Dingen keine solche politische Farbe tragen, die gewisse Leute aus ihm vertreiben könnte; es ist folglich nothwendig, alle Unebenheiten, alle schiefen Ecken, an welchen ängstliche Gemüther sich verletzen könnten, aus dem Wege zu räumen . . . . ."

„Ich verstehe. Und Herr Rivière, ist er auch ein solcher Stein des Anstoßes?"

„Allerdings; denn er ist ein wahrer Tugendpfeiler, der unaufhörlich und mit Affectation die allerstrengsten Grundsätze zur Schau trägt. Ergebenheit, Ge-

wissen, Selbstverleugnung, Philantropie sind Worte, die er stets im Munde führt. Bei jeder Gelegenheit schmückte er sich mit solch' übertriebener Moral, daß manche Leute sich dadurch incommodirt fühlen dürften. Ich trage folglich in Hinsicht auf ihn auf Ostracismus an; ihm gebührt Aristides Schicksal, denn mich langweilt es, immer und ewig hören zu müssen, wie er sich selbst „den Gerechten" nennt."

„Du wirst mir zugeben, daß dies Ursache eines prächtigen Processes werden könnte, ich bin aber ein zu schwacher Advokat. An wen kommt jetzt die Reihe?"

„An Herrn Rainval."

„Ueber den spreche ich das Verdammungsurtheil."

„So! und welche Klagepunkte bringen denn Sie gegen den lieben Rainval vor? Hat er nicht einen ganzen Monat bei uns auf dem Lande verlebt, und sind Sie nicht ganz bezaubert von ihm gewesen?"

„Allerdings. Was auf dem Lande gut ist, paßt aber gerade nicht immer auch für die Stadt. In der Touraine trug ich auch Kleider und Hüte, die in der Oper und im Bois de Boulogne sehen zu lassen, ich mich wohl hüten würde, und wie mit meiner Toilette, so pflege ich es auch mit meiner Gesellschaft zu halten. Der Herbst, der die Blätter herabschüttelt, muß auch einige unserer Sommer-Saisons verdorren lassen. Dein „lieber" Rainval ist ein lusti-

ger Gesell und weiß allerlei Historien zu erzählen, wie man sie wohl im Sommer auf dem Lande anhören kann und wie sie fünfzig Meilen von Paris recht leidliche Wirkung hervorbringen, die aber sicher und gewiß im Winter oder in einem Salon des Faubourg St. Honoré ihren ganzen Reiz verlieren möchten. Gewaltiger Tänzer, gewaltiger Trinker, gewaltiger Erzähler, ist Rainval für ein Schloß ein ganz vortrefflicher Gast, in meinem Hotel ist er aber nicht an seiner rechten Stelle; seine ländlichen Tugenden können nur in freier Luft gedeihen, ich will sie folglich in kein Treibhaus setzen."

„Reden wir nicht mehr von ihm; ich streiche ihn aus, den Mann des Landlebens, und bewahre ihn auf für unsere nächste Villaggiatura."

„Warum fährst Du mit demselben Striche auch durch Herrn von Treville's Namen?"

„Ich habe meine Ursache dazu."

„Mich will es bedünken, als hätten Sie erst meine Ansicht darüber zu Rath ziehen sollen."

„Die kann ich hierbei nicht brauchen."

„So würde es doch wohl schicklich seyn, mir die Gründe mitzutheilen, die Sie nur allein zu beurtheilen verstehen. Ich kann meines Theils keine auffinden, warum Herr von Treville nicht auf der Liste unserer Freunde stehen bleiben soll."

„Ich finde, daß er etwas zu sehr unser Freund ist."

„Sprechen Sie deutlicher."

„Warum? Sie haben so viel Verstand!"

„Ich habe aber gar keine Lust, jetzt den Sinn solcher halb hingeworfenen Worte zu erforschen."

„Treville ist ein Geck."

„Deren sehen Sie noch mehrere bei sich! Man trifft ja in der Welt auf gar keine andere Art von Leuten, und so wird auch er in dem großen Haufen mitlaufen können."

„So! jetzt ist er schon gestrichen."

„Man kann ihn ja von Neuem wieder eintragen!"

„Verlangen Sie denn schlechterdings eine nähere Erklärung?"

„Sie würden mich sehr dadurch verbinden."

„Nun so hören Sie! Sie wissen doch, daß ich ein ganz vortrefflicher Gemahl bin, daß ich Ihnen alle mögliche Freiheit gestatte und jede Art von Aufmerksamkeit Ihnen...."

„Unsere guten Eigenschaften wollen wir unberührt lassen; ihre Aufzählung würde zu viel Zeit wegnehmen."

„So mag es folglich genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß Herr von Treville ein ausgemachter lächerlicher Narr ist, daß aber seine Lächerlichkeit auf mich zurückfällt. Auf dem Schlachtfelde kann man sich wohl für überwunden erklären, doch giebt es gewisse Feinde,

denen ein tapferer Mann sein Schwert nicht übergeben darf."

„Das ist eine sehr heroische Metapher, die mir aber nicht mehr Licht giebt, als ihre halben Erklärungen!"

Herr von Treville's Namen blieb jedoch von der Liste ausgestrichen, und seine Nachfolger hatten gleiches Schicksal, und zwar so gut, daß, als die Musterung vollendet war, alle Freunde vom vergangenen Jahre sich richtig ausgestrichen sahen.

„Wen wollen wir aber in diesem Winter bei uns sehen?" fragten sich beide Gatten.

„Wir müssen eine neue Liste anfertigen," meinte Herr von Valrieu, „wir müssen uns andere Freunde anschaffen."

„Wo sollen wir die aber finden, lieber Mann?" versetzte die nachgiebige Gattin.

„Im Almanac-royal."

XVI.

Die zweideutige Stellung.

Julius Dubert war nach beendigtem Studium der Rechtswissenschaft in den Schooß seiner in L... wohnenden Familie zurückgekehrt, die jetzt für ihn um eine Anstellung sollicitirte. Sein Vater, der ihn gern verheirathet sehen wollte, hatte für ihn um die Hand einer der reichsten Erbinnen der dortigen Gegend, um Eulalie Grandval, geworben und günstiges Gehör mit seiner Werbung gefunden, — achtzigtausen Franken Mitgift und doppelt so viel in Aussicht durch Erbschaften, die binnen dreißig, vierzig Jahren sich sehr leicht realisiren könnte, waren ihm schon so gut wie gewiß. Julius Glück erregte vielen Neid, er selbst war nicht so sehr davon erbaut. Junge Leute, die nächst ihrem Studium auch einen Cursus in der Chaussée d'Antin, und das leichtsinnige, lustige Leben, das man im zwanzigjährigen Alter in der Hauptstadt führt, mitgemacht haben, wissen keineswegs

ein solches ihnen in der Provinz erblühendes Glück zu würdigen; Julius ergab sich indessen geduldig in sein Schicksal und machte sich bereit, doppelte Fesseln sich anlegen zu lassen, nemlich ein Amt zu bekommen und in den Ehestand zu treten. Leicht zu bestimmende Gemüther genießen zuweilen alle Vortheile fester Charaktere; rasch fassen sie ihre Entschlüsse, und haben sie fehlgegriffen, so hat es ihnen wenigstens keine Anstrengungen gekostet. Uebrigens handelte es sich hierbei für Julius um dreierlei Dinge, um Vermögen, ehrenvolle Stellung und eine hübsche Frau. Andere Leute und viel mehr eingefleischte Pariser als er, würden sich recht gern in einem mit solchen drei Zierden geschmückten Leben in der Provinz zurecht finden.

Acht Tage nach Julius Rückkehr in die Heimath gab der Souspräfect einen Ball. Für den jungen Pariser war dies eine herrliche Gelegenheit, um mit seinen, ihm ganz fremden neuen Mitbürgern Bekanntschaft zu machen, denn alle seine Ferien hatte er stets auf dem Lande bei seinem Vater zugebracht; als künftiger Beamter konnte Julius auch wohl nicht anders handeln, als in den Salons der administrativen Behörde zu erscheinen, und so begab er sich denn auf diesen Ball, wo sich die glänzendste Gesellschaft der Stadt zusammengefunden hatte. Nur Fräulein Eulalie fehlte beim Feste; mit der ganzen noch hin und

wieder in der Provinz herrschenden Strenge erzogen, sollte sie erst nach ihrer Verheirathung in der Welt öffentlich auftreten. Mitten in dem großen Cirkel fühlte sich jedoch Julius einsam, stellte sich, weil er nichts Besseres zu thun wußte, als Beobachter auf und hielt Musterung über die anwesenden Damen, die er im Allgemeinen weder gratiös noch elegant fand; die hübschesten verdarben selbst ihre natürlichen Reize durch den schlechten Geschmack ihrer Toilette. Wenig erbaut von dieser Revue, ging er in die Spielzimmer, wo Mütter, Tanten, galante aber veraltete Herren, kurz Alles versammelt war, was in der Gegend nur Respectables hatte aufgetrieben werden können. Als Julius lange genug dem Spiele zugesehen und nur ganz bescheiden parirt hatte, setzte er sich endlich selbst zum Ecarté nieder, spielte aber mit der ganzen Nachlässigkeit eines Menschen, dem Gewinn oder Verlust sehr gleichgültig sind, und verlor aus dieser Ursache eine entscheidende Parthie. Ein halbes Dutzend alter Frauen, die auf ihn parirt hatten, kreischte laut auf über seine Ungeschicklichkeit; hauptsächlich konnte Madame Grandval, die am stärksten bei der Parthie interessirt gewesen war, ihre sehr große Unzufriedenheit nicht verbergen und gab beinahe ihr Bedauern laut zu erkennen, sich mit ihm eingelassen zu haben. Ihrer Tochter zukünftiges Glück

erschien ihr als etwas sehr Zweifelhaftes, denn sie dachte, daß ein Mann, der ohne Atouts spielen könne, jedenfalls auch einen schlechten Ehemann abgeben müsse.

So war ein einziger Augenblick hinreichend gewesen, Julius in der allgemeinen Meinung gewaltig tief herabzusetzen. Streng verurtheilt im Rathe der Alten, ging es ihm bei den Tänzerinnen um kein Haar besser. Dort hatte man ihn für einen leichtsinnigen Gesellen gehalten, hier war er viel zu ernst erschienen. — „Welche Unüberlegtheit, welche Keckheit! welche Einbildung!“ sprachen die Alten. — „Warum tanzt er nicht,“ meinten die jüngeren Damen, „ist es Ungeschicklichkeit, Schüchternheit oder Verachtung?“ Nur sehr schwer verwischen sich in der Provinz die ersten Eindrücke; von diesem Momente an hätte der junge Pariser nur durch Wunder von Klugheit und Liebenswürdigkeit wieder zu Ehren kommen können, doch weit hiervon entfernt, vergrößerte er sein Unrecht durch ein neues Vergehen.

Während Julius am Ecartétisch sich unterhalten hatte, war eine junge, schöne, elegante Dame auf dem Ball erschienen. Der Souspräfect hatte sie mit vieler Artigkeit und großem Eifer empfangen, die Gesellschaft dagegen sie mit einem wenig schmeichelhaften Zischeln aufgenommen, keiner der Herren sie begrüßt, und die Frauen waren sogar geflissentlich von der

Stelle gewichen, wo sie sich niedergelassen hatte. Sie schien gewissermaßen geächtet zu sein, doch wurde die Ruhe und Reinheit ihrer Stirn dadurch nicht im Geringsten getrübt. Mit anmuthig, würdigem Blick überlief sie die Versammlung, und that, als bemerke sie gar nicht die von ihr erregte ungünstige Stimmung, die man ihr überdies gar nicht zu verhehlen suchte. Als Julius seine ungeschickte Parthie verloren hatte, kehrte er in den Tanzsaal zurück und bemerkte eine neue Dame, die sich vor allen andern mehr noch durch ihre anmuthige Persönlichkeit, als durch ihr Alleinsein auszeichnete. Er näherte sich ihr, bat um den ersten Walzer und erhielt ihn zugesagt.

Gott allein weiß, zu welchen christlichen Lästerungen diese einfache Handlung Stoff gab! — „Welche Effronterie!" sprachen die Damen des Orts; — „gewiß kennt er sie!" — „Sehr wahrscheinlich; kommt er nicht gerade von Paris, wie sie?" — „Er hat sie hier erwartet." — „Ja, ja, deswegen hat er nicht mit uns getanzt." — „Jetzt soll er nur mit seinen Engagements kommen, wir bedanken uns dafür; wir wollen nicht, was jene Schöne übrig gelassen hat!"

Julius ahnete nicht von Weitem die Klatschereien, deren Gegenstand er und seine Tänzerin geworden war. Die jungen Leute bewunderten seine Kühnheit, und Einige wären wohl seinem Beispiele gefolgt,

wenn sie es gewagt hätten. Nach dem Walzer verließ die schöne Verstoßene den Ball. Julius fragte nach ihrem Namen, empfing aber nur lauter nichtssagende Antworten: — „Ich weiß es nicht." — „Sie ist eine Fremde." — „Wollen Sie sich über uns lustig machen?" — „Sie kennen sie besser als wir!..." Das war Alles, was Julius in Erfahrung bringen konnte. Man schien ihn zu vermeiden; ein leerer Raum bildete sich jetzt um ihn, wie kurz vorher um die Fremde. Die Leute sind hier zu Lande gewaltig wild, dachte er. Den tanzenden Damen machte er übrigens nicht das Vergnügen, ihm einen Tanz abzuschlagen; auch verlangte er keine Revanche im Ecarté. Als er sich heim begab, folgte ihm der Spürhund der Souspräfectur, um zu wissen, ob er auch wirklich nach Hause gehe.

Am andern Morgen frühstückte Julius mit seinem Vater. — „Ich habe saubere Neuigkeiten von Dir gehört," begann der alte Dubert. „Es scheint, Du hast ein gewaltiges Scandal gestern auf dem Balle beim Souspräfecten angerichtet?"

„Ich? und wie wäre denn das geschehen?"

„Ei, seht doch! Und Du weißt schon jetzt nichts mehr von dem, was Du gethan hast?"

„Ich erinnere mich Alles ganz gut, ich habe mich

einer Parthie Ecarté und eines Walzers schuldig gemacht; dies sind meine Verbrechen."

„Die Ecarté-Parthie, die will ich Dir verzeihen; der Walzer aber, das ist ein ander Ding, denn gerade von dem Walzer rührt das ganze Scandal her."

„Wie? bin ich aus dem Tacte gekommen?"

„Von solcher Kleinigkeit wäre keine Rede. Aber sage mir doch, mit wem hast Du denn gewalzt?"

„Das wollte ich eben Sie fragen. Ich habe mit einer wunderhübschen Frau getanzt, deren Namen mir Niemand sagen konnte.

„Wirklich? Und Du kennst sie nicht?"

„Nicht im Mindesten."

„Und Du hast sie nur zufällig zum Tanze aufgefordert?"

„Ich habe dies deswegen gethan, weil sie mir gefiel."

„Das ist kein Grund."

„Auf Bällen habe ich keinen andern."

„Du hast doch aber bemerken müssen, daß die Person von der ganzen Gesellschaft nicht gern gesehen wurde."

„Das ist eine wunderliche Gesellschaft."

„Hast Du nicht gesehen, wie die andern Damen sich recht geflissentlich von ihr zurückzogen?"

„Das mag aus Eifersucht oder aus Klugheit geschehen sein, denn sie verdunkelte Alle. Weil Sie sie aber doch kennen, so sagen Sie mir auch ihren Namen?“

„Sie nennt sich Fräulein Louise von Lagny, aber weder ich, noch sonst Jemand von hier, kennt sie. Sie ist vor längstens einem Monate hier ganz allein, ohne Vater, Mutter oder Mann, angekommen, und wohnt in dem Pavillon, Du kennst ihn ja, das hübsche Landhaus hart am Stadtthor. Man sagt, sie sei eines Processes wegen hier; sie hält Equipage und zahlt dreitausend Franken Miethe.“

„In allem diesem finde ich aber nichts Verdammliches.“

„So? Du findest es also wohl ganz natürlich und anständig, daß ein unverheirathetes Mädchen ihres Alters und ihres Aussehens allein und frei und als Herrin ihrer Handlungen lebe, und zwar ohne einen sichtbaren und ehrbaren Beschützer? Uebrigens rathe ich Dir, recht bald Madam Grandval zu besuchen, die Dir vielleicht erschöpfendere Nachweisungen geben kann, Dir aber schwerlich so leicht Deinen Walzer mit Fräulein Lagny verzeihen wird.“

Julius befolgte den Rath seines Vaters und begab sich zu seiner künftigen Schwiegermutter, die,

ohne ihn Zeit zu lassen, nur einige Worte an Eulalie zu richten, ihn gleich bei Seite nahm und in ihr Betstübchen zog.

„Ich habe recht hübsche Dinge von Ihnen gehört, mein Herr!... Aber haben Sie denn gar keine Ueberlegung? Was! Nicht zufrieden, gegen alle Regeln des gesunden Menschenverstandes zu spielen, und nicht einmal zu kaufen, wenn sie keinen einzigen Trumpf in der Hand haben und ihr Gegner schon drei Points angelegt hat, gehen Sie hin und walzen mit einem Fräulein Lagny? Und verletzen so mit einem Male nicht nur alle Spielregeln, sondern auch allen Anstand!... Ein solches Betragen ist höchst betrübend für eine Mutter, die Ihnen das Glück und die Zukunft ihrer Tochter anvertrauen will."

„Ich schwöre Ihnen, beste Madame Grandval, daß ich Fräulein Lagny nicht gekannt habe, und daß ich mit ihr tanzte, ohne zu wissen, welchem Unstern ich mich dadurch aussetzte."

„Nun, ich will Ihnen gern glauben, und nehme folglich Ihre Entschuldigung an. Sie kennen also Fräulein Lagny nicht? Das ist sehr gut. Erfahren Sie also, daß diese Dame eine Abenteuerin und zu uns wie aus den Wolken heruntergefallen ist, die sich hier auf das Impertinenteste beträgt und einen schänd-

lichen Luxus treibt. Sie hat den Pavillon, der immer von Engländern oder von russischen Fürsten bewohnt war, monatlich um fünfhundert Franken gemiethet. Sie wirft ein ungeheures Geld nur so zum Fenster hinaus. Glauben Sie wohl, daß sie dem hochwürdigen Bischoff dreihundert Franken für die Armen geschickt hat! Verschwendung bis auf die Almosen! und das Alles nur darum, um wahrhaft fromme Personen zu demüthigen, die Mildthätigkeit üben, ohne jedoch ihre Oeconomie darüber zu vernachlässigen."

„Ich hoffe ganz gerechfertigt zu sein, wenn Ihre Güte mir erklären will, wie es komme, daß der Souspräfect Fräulein Lagny bei sich sieht?"

„Ja, was wollen Sie? Solche Weiber haben geheime Beschützer; diese da hatte ein Empfehlungsschreiben an den Souspräfecten, das wahrscheinlich von irgend einer sehr hochgestellten Person herrühren mag. Auch hat sie dem Präsidenten des Gerichtshofs eine Visite gehabt, denn sie giebt vor, sie habe einen Proceß."

„Das weiß ich, mein Vater hat mir davon gesagt."

„Es handelt sich dabei, wie ich glaube, von einem in Guadeloupe wohnenden Onkel. Ein amerikanischer Onkel! Gott! wie das Alles nach der Komödie und

nach dem Roman schmeckt!... Aber dies Fräulein, die einen Onkel in der neuen Welt besitzt, hat eine Nièce bei sich, das heißt ein kleines drei= oder vier= jähriges Mädchen, das sie ihre Nichte nennt. Verstehen Sie?"

Madame Grandval war unerschöpflich, wenn sie ihren Lästerungen freien Lauf ließ. Sobald Julius von ihr los war, setzte er sich zu Pferd und ritt nach der Gegend des Pavillons zu spazieren. Am folgenden Tag schlug er den gleichen Weg ein, denn Fräulein Lagny nahm alle seine Gedanken in Anspruch. Am dritten Tage klopfte er an die Thüre des Pavillons, ließ sich bei Fräulein von Lagny melden und wurde äußert artig empfangen. Den Vorwand zu seinem Besuche gab sein Stand als Advokat; er bot seine Dienste und den Credit seines Vaters an. Man hörte ihn wohlwollend an; die schöne Fremde schien seinen Antrag wohl aufzunehmen; und als er fortging, erhielt er die Erlaubniß, wiederzukommen, von der er bald täglich Gebrauch machte. Nach Verfluß eine Woche war Julius Liebe zu Fräulein Lagny kein Geheimniß mehr und lieferte den Stoff zu allen Unterhaltungen. Madame Grandval war wüthend, die Heirath ganz rückgängig geworden, und der alte Dubert hatte, nach vergeblichen Vorstellungen an sei=

nen Sohn, nach Paris geschrieben, um Erkundigungen über Fräulein Lagny einzuziehen.

Julius konnte sich nicht verhehlen, daß die Stellung des Fräulein Lagny allerdings sehr zweideutig sei, er bemerkte indessen bei dieser so auffallend schönen und geistreichen Frau so viel Bescheidenheit, Zurückhaltung und feines Zartgefühl, daß kein Argwohn sich seines Herzens bemächtigen konnte. Zu verschiedenen Malen hatte er Fragen gewagt, denen aber so stolz und verschämt zugleich ausweichend geantwortet worden war, daß Julius keinen Zweifel fassen konnte gegen eine Tugend, die ihm in so lebendiger und reiner Klarheit erglänzte. Seine hierauf gegründete Ueberzeugung war so groß und seine Leidenschaft so mächtig, daß er sich endlich Fräulein Lagny zu Füßen warf und sie anflehete, seine Gattin zu werden.

„Das ist unmöglich," flüsterte sie in schmerzlicher Bewegung.

Vergebens bat Julius um Erläuterung einer solchen abschläglichen Antwort. Fräulein Lagny hatte ihm keinesweges verhehlt, daß sie für seine Liebe nicht unempfindlich sei, doch wollte sie ihm nicht gestehen, warum sie seine Hand ausschlage. Um seinen grenzenlosen Schmerz einigermaßen zu mildern, ließ sie ihm einige Hoffnung in der Ferne erblicken.

„Harren Sie noch einige Zeit," tröstete sie. „Auf meinem Leben ruht ein Schleier, den ich zu lüften noch nicht wagen darf."

Während dieser Verhandlungen waren die vom alten Dubert erbetenen Nachweisungen angelangt und Julius empfing von einem seiner vertrautesten Freunde in Paris folgenden Brief:

„Es scheint, mein lieber Julius, daß Du dich in „das von Dir so sehr gefürchtete Leben in der Pro= „vinz recht gut zu finden weißt. Auf Deine Rechnung „sind uns Abenteuer gemeldet worden, die unsern „kleinen Klubb nicht wenig belustigt haben. Seit „einem ganzen Monate reden wir nur von Dir und „von Deiner Liebe zu einer schönen Unbekannten, zu „einer geheimnißvollen Prinzessin. Weil es uns aber „bedünken will, als wolltest Du aus der Prinzessin „eine einfache Hausfrau der Provinz machen, so „haben wir beschlossen, hiebei zu interveniren. Eine „solche Mesalliance würde uns einer jungen Schön= „heit berauben, die der Hauptstadt zugehört, und das „dürfen wir begreiflich nicht dulden. Vernimm also, „was die ganze Welt bereits weiß, daß nemlich Fräu= „lein von Lagny drei Jahre lang die Geliebte des „Grafen Clerville war, der vor achtzehn Monaten in „Baden den Hals durch einen Sturz mit dem Pferde

„brach. Das Kind, das sie für ihre Nichte ausgibt,
„ist ihre aus diesem Verhältniß geborene Tochter.
„Gieb folglich Deine prosaischen Ideen von Ehe und
„dergleichen auf und schicke uns sobald als möglich
„Fräulein Lagny zurück."

Julius stürmte in den Pavillon und zeigte diesen Brief dem Fräulein. „Sprechen Sie," rief er, „ein einziges Wort der Rechtfertigung, und ich antworte allen diesen Verläumdungen dadurch, daß ich Ihnen meinen Namen gebe."

„Schon sagte ich Ihnen, daß nur die Zeit allein mein Geheimniß zu enthüllen vermag; — bis dahin muß mich der Schein verdammen."

„Sagen Sie nur wenigstens das einzige Wort, daß dieser Brief eine schändliche Lüge ist, daß Sie niemals diesen Grafen Clerville gekannt haben...!"

„Ich darf dieses nicht sagen."

„Aber dieses Kind, Louise, dieses Kind?"

„Ist meine Tochter!"

An dem Tage selbst, an welchem diese Scene stattfand, ließ Fräulein Lagny Postpferde holen und reiste mit ihrer Tochter ab, ohne irgend Jemand das Ziel ihrer Reise, oder ob sie je wiederkehren würde, an=

zuvertrauen. Der Pavillon blieb verödet und die kleine Stadt erschöpfte sich in Vermuthungen und Geschwätzen über diese schleunige Abreise. Wir sind nicht gesonnen, alle die Mährchen zu wiederholen, die man über die schöne geheimnißvolle Unbekannte in Umlauf setzte; wir halten uns hier nur an die Wirklichkeit, und diese würde weit unter diesen Erdichtungen zurückbleiben. In der Provinz sind die besten Romane nicht diejenigen, die man in der Leihbibliothek findet.

Seit drei Monden war Fräulein Lagny verschwunden, und große Ereignisse, die wir später erwähnen werden, hatten sich in der Stadt L*** zugetragen, als Julius ein starkes Packet mit dem Postzeichen „Paris" eingehändigt erhielt. Anfangs vermuthete er, es dürfte wohl sein längst erwartetes Anstellungs-Patent sein, und zerbrach gleichgültig das Siegel; seine Bestürzung war aber nicht gering, als er unter den verschiedenen, ihm entgegenfallenden Papieren Fräulein Lagny's Schriftzüge erkannte. Mit zitternder Hand öffnete er den Brief einer Frau, die seine Achtung, nicht aber seine Liebe verloren hatte, und leicht wird man seine Gefühle begreifen, als er Folgendes las:

„Endlich, Julius, ist der Augenblick gekommen, wo ich mein Geheimniß enthüllen und Dir mein

ganzes Leben ohne den leisesten Rückhalt und ohne Erröthen zeigen kann, denn heute darf ich sprechen und beweisen: — „Julius, würdig bin ich Deiner Achtung, würdig bin ich Deiner, nie habe ich einen Vorwurf verdient, nur Irrthum durfte mich anklagen, nur Verleumdung es wagen, mich zu beflecken.“ Und nun, wo ich vor Dir mein von Deinem Argwohn gebeugtes Haupt erheben darf, höre mich!“

„Als mein Vater starb, hinterließ er ohne Vermögen eine Wittwe und zwei Töchter, Eleonore, meine ältere, vor fünf Jahren verlorene Schwester, und mich, die ich noch in der Wiege lag, als solches Unglück über meine Familie hereinbrach. Jeder Stütze, aller Hülfsmittel beraubt, würde meine Mutter genöthigt gewesen sein, von ihrer Hände Arbeit zu leben, wenn nicht ein Oheim meines Vaters, Herr Duchamp, ein reicher Plantage-Besitzer auf Guadeloupe, sie großmüthig unterstützt hätte. Es war ein höchst origineller Mann, dieser Herr Duchamp, und von einer seltsamen Grille beherrscht. In seiner Jugend hatte er eine gewaltige Leidenschaft empfunden für ein Mädchen, welches von ihren Eltern zu einer Geldheirath gezwungen wurde. Als die Zeit später seines Herzens Schmerz gemildert hatte, war unser Großoheim doch noch in den Stand der Ehe getreten,

durch seine Gattin jedoch die zehn Jahre über, so lange ihre Vereinigung dauerte, höchst unglücklich gemacht worden. Als Wittwer ließ er nun seinem vollen Hasse gegen die Ehe freien Lauf. Wie gern hätte er nicht aus unsern Gesetzen und Sitten dieses heilige Band vertilgt! Er gab sogar über diesen Gegenstand ein Werk heraus, das heutiges Tages den Anhängern der anti-conjugalen Reform gar seltsame Beweise an die Hand geben könnte.

„Herr Duchamp sparte folglich kein Mittel, um alle, seinen Geboten oder seinem Einflusse unterworfenen Personen zur Ehelosigkeit zu ermahnen und in ihr zu erhalten. Ein furchtbares Ereigniß steigerte den Haß, mit dem er die Ehe verfolgte bis auf den höchsten Grad: eine zärtlichst von ihm geliebte Schwester nemlich fiel der eifersüchtigen Wuth eines beleidigten Gatten als Opfer. Lange zweifelte man, ob unser Großonkel nicht dem Jammer über diese tragische Geschichte erliegen werde; um seinen Schmerz einigermaßen zu zerstreuen, unternahm er eine Reise nach Frankreich und verlebte einige Monate lang mit uns in Paris."

— „Ihr sämmtlich sollt endlich von mir versorgt werden," sprach er einst zu meiner Mutter, „aber nur unter einer Bedingung, Sie dürfen sich nemlich nicht

wieder verheirathen und meine Nichten niemals an die Ehe auch nur denken."

— „Ich meines Theils," entgegnete unsere Mutter, gehe sehr gern diese Bedingung ein, doch keineswegs auch in meiner Töchter Namen. Fühlen sie einst Neigung zur Ehe, so werde ich mich ihnen nicht im Mindesten widersetzen."

— „Das mögen Sie halten, wie Sie wollen," meinte der Oheim, „hören Sie aber hier meinen unwiderruflichen Entschluß. Sie erhalten von heute an eine jährliche Pension von zwanzigtausend Livres, die zur Hälfte auf jede von Ihren Töchtern übergehen kann, auch soll mein ganzes Vermögen, das wahrlich nicht unbedeutend ist, auf sie vererben, wenn sie sich nemlich niemals verheirathen. Nimmt eine von ihnen einen Gatten, so verliert sie ihre Pension und wird ihr Name in meinem Testamente ausgestrichen; verheirathen sie sich beide, so setze ich zu Universalerben entfernte, in der Auvergne lebende Verwandte ein. Die Sache verdient, meiner Meinung nach, einige Ueberlegung: zwanzigtausend Franken Renten, so lange ich lebe und vier Millionen, wenn ich gestorben bin, zwei Millionen für jede Ihrer Töchter! Für solchen Preis kann man wohl ledig bleiben, zwe Millionen sind wohl so viel werth als ein Mann!"

„Auf dem Todtbette belehrte uns unsere Mutter, an welche Bedingungen unser jetziger Wohlstand und unser künftiger Reichthum geknüpft sei. Unser Schmerz über den Verlust der besten der Mütter verhinderte uns lange Zeit, die Seltsamkeit unserer Lage näher in's Auge zu fassen. Wir zogen unterdessen zu einer alten Tante. Ich zählte damals sechszehn, meine Schwester Eleonore neunzehn Jahre. Sie liebte einen jungen Maler, der nur an Talenten und Hoffnungen reich war, und zögerte nicht, sich mit ihm zu verheirathen, denn ihre gegenseitige Leidenschaft war über jede Berechnung erhaben. Uebrigens hegte man auch einige Hoffnung, daß der Großonkel von seiner harten Bedingung vielleicht doch abgehen dürfte; leider verwirklichte sie sich aber nicht. Kaum hatte der Alte Eleonorens Heirath erfahren, so schrieb er ihr einen furchtbar heftigen Brief, und verminderte unsere Pension auf zehntausend Franken, die nur auf meinen Namen ausgezahlt wurden. Auf gleichem Wege ließ auch der Oheim mir die Nachricht zukommen, daß ich mich jetzt als seine einzige Erbin betrachten könne. — „Möge das Beispiel Deiner Schwester," schrieb er mir, „Dir zur Warnung dienen; ich würde und müßte gegen Dich gleich unerbittlich sein." Einige Zeit später sendete er mir ein mit eigenhändigen

Noten vermehrtes Exemplar seines Buches gegen die Ehe.

„In der Welt war nichts von diesen Verhandlungen bekannt geworden; unsere Familienangelegenheiten und des Großoheims Veto waren sorgfältig bewahrte Geheimnisse, doch wußte man so viel, daß ich reich sei und die Erbin eines Millionen besitzenden Onkels werden sollte. Mehrere sehr glänzende Partien boten sich mir an, und nicht ohne einigen Grund wunderte man sich, daß ich sie sämmtlich ausschlug. Die Erbschaft meines Oheims verdiente gewiß, von mir sehr ernstlich in Betracht gezogen zu werden, doch war ich entschlossen, mich ihr nicht aufzuopfern, nur wurde mir die Wahl schwer. Kam ein neuer Brautwerber, so fragte ich mich: „ist er wohl vier Millionen werth?" Und weil bis jetzt noch keiner mit glücklichem Erfolge sich dieser Schätzung unterworfen hatte, so geschah es denn, daß wenn ich wiederum meinen reellen Verlust gegen das zu hoffende Glück in die Wagschale legte, ich mir sagen mußte: — „bei diesem Handel wäre ich der angeführte Theil; ich thue besser, wenn ich die Erbschaft behalte."

„Solche Scherze belustigten oft mich und meine Schwester, doch waren sie ein gefährliches Spiel. In der hier in Rede stehenden Zeit starb Eleonorens

Gatte an einer Brustkrankheit; ziemlich lang zog ich mich ganz von der Welt zurück, als ich wieder in ihr erschien, wurde ich von den Bewerbungen eines neuen Anbeters empfangen. So lange ich nur mit dem Verstande die Verdienste der nach meiner Hand Strebenden abgewogen hatte, behauptete die Erbschaft das Uebergewicht, dieses Mal gerieth aber das Herz mit in das Spiel und schnellte das Gewicht der Millionen federleicht in die Höhe. Haben Sie den Grafen Clerville gekannt, so wissen Sie auch, daß er mit allen zum Gefallen und zum Verführen dienenden Eigenschaften vollkommen ausgerüstet war. Die Liebe, die er mir widmete, erregte endlich auch meine Gefühle. — „Ihre Liebe," sprach ich zu ihm, muß sich einer langen Prüfung unterwerfen, und Sie müssen gleich den alten Rittern zu warten verstehen."

— „Warten? ... Und wie lange?"

— „Ich weiß nicht, ... zehn, vielleicht zwanzig Jahre."

„Ich setzte ihm nun auseinander, in welche seltsame Stellung mich die hartnäckige Feindseligkeit meines Oheims gegen die Ehe verstrickt habe."

— „Meine Liebe," antwortete er mir nach einiger Ueberlegung, „ist zu heftig, als daß sie sich einem so langen Aufschub fügen könnte. Verrückte

Oheime leben ewig. Ihr Onkel ist erst sechzig Jahre alt und kann es leicht auf hundert bringen."

— „Ja, dann muß ich schon meiner Schwester Beispiel folgen; doch kostet mich dieses Opfer keine große Ueberwindung."

— „Wie sehr erfreuen Sie mich durch solche Uneigennützigkeit, doch darf ich nie einwilligen, daß Sie sich durch eine Heirath mit mir um ein solches Vermögen bringen."

— „Was ist aber zu thun? Mein Onkel enterbt mich, wenn ich heirathe!"

— „Nichts ist leichter, als diese Schwierigkeit zu beseitigen. Können wir uns nicht im Geheim vermählen?"

— „Und glauben Sie denn, mein Oheim habe keine Kundschafter, oder die Verwandten in der Auvergne, die erben sollen, wenn ich meine Ansprüche verliere, ließen mich nicht genau beobachten? Liegen nicht auch die Register der Civilehen Jedermann zur Einsicht offen?"

— „Dagegen können Vorkehrungen getroffen werden. Vertrauen Sie sich mir an; mein Feldzugsplan soll alle Wachsamkeit zu Schande machen."

„Drei Tage nach diesem Gespräche gab ich vor, auf das Land reisen zu wollen, ging aber insgeheim

mit meiner Schwester nach Boulogne, wo wir uns nach London einschifften. Zu Dover erwartete uns der Graf. Alle Anstalten waren vortrefflich getroffen. Gleich nach unserer Ankunft in London fuhren wir in ein Dorf, wo der Graf unsere Verbindung feiern wollte. Vier Zeugen wohnten der Trauung bei, und unterzeichneten die Urkunde. Der Graf eilte nach Paris zurück und zwar so schnell, daß seine Abwesenheit kaum bemerkt worden war. Auch ich kehrte nun mit Eleonoren zurück, verweilte jedoch einige Tage bei einer unserer Freundinnen in der Normandie. Alles war so geschickt eingeleitet worden, daß Niemand auch nur das Leiseste ahnen konnte."

„Welche Vorsichtsmaaßregeln mußten aber jetzt getroffen werden, um vor Aller Augen das Geheimniß unserer Verbindung zu verschleiern! Wie schwer war es, unsere Liebe und das so hochnothwendige Geheimniß in Einklang zu bringen! Welche Klugheit war erforderlich, um keinen Argwohn zu erwecken, und welche Verstellung mußte angewendet werden, um uns nicht zu verrathen! In den ersten Zeiten fühlte sich der Graf von solchen Rücksichten und solchem mysteriösen Wesen höchlich angesprochen, und fand es äusserst belustigend, seine Ehe gleich einem Liebesabenteuer geheim halten zu müssen. — „Sieh," sprach er,

„das ist das Mittel, um immer glücklich zu sein: sein Glück nemlich zu verbergen, sich nur verstohlen zu sehen, öffentlich kalte Gleichgültigkeit vorzuschützen und tausend Listen erfinden zu müssen, um zu einem legitimen Rendez-vous zu gelangen. Das ist köstlich! Bald jedoch ließ der Graf in seiner so nothwendigen Discretion nach, er legte nach und nach seine Zurückhaltung ab, sein Benehmen gegen mich wurde immer freier und vertraulicher. Vergebens machte ich ihm die stärksten Vorstellungen, sein flüchtiger Charakter riß ihn fort; das Ende vom Ganzen war, daß ich mich durch sein wenig rücksichtvolles Betragen ernstlich compromittirt fand.

„Die Welt klagte mich an; ich konnte mich nicht vertheidigen. Die Freunde des Grafen fragten ihn, warum er mich, die einst so reich werdende Erbin, nicht heirathe und er lachte zu solchen Vorschlägen. Seine Stellung war für ihn fortwährend angenehm und reizend, er führte ein Junggesellenleben und überdies ein ziemlich leichtsinniges, um sich dadurch besser zu verstellen, machte sich bei mir ein Verdienst aus seinen Thorheiten und ließ Alle ungehindert reden, die ihm zu der Eroberung des Fräulein von Lagny Glück wünschten. Ich galt ja überall für seine Geliebte! Solches Geschwätz verbreitete sich dergestalt, die öffentliche Böswilligkeit schonte mich so wenig,

daß ich einer solchen unerträglichen Lage ein Ende zu machen beschloß.

— „Unsere Verbindung,“ sprach ich zu meinem Gatten, „muß jetzt veröffentlicht werden! Mein Ruf gilt mir mehr, als alle Millionen meines Oheims.“

— „Was kümmern wir uns um die öffentliche Meinung,“ entgegnete der Graf, „wenn man nur ein gutes Gewissen und überdies die Gewißheit hat, daß man einst seine Tugend in vollem Glanze zeigen und die boshaften Mäuler beschämen kann!“

— „Es handelt sich hier von der Ehre, Herr Gemahl, eine weit hinausgeschobene Erklärung genügt nicht. Ich will den Namen führen, der mir gebührt, ich verlange, man soll wissen, daß ich bereits seit einem Jahre Deine Gattin bin.“

— „Und wer wird Dir glauben, wenn ich Dir es abläugne?“

— „Das würde eine Niederträchtigkeit sein, mein Herr!“

— „Es wäre weiter nichts, als reiner Verstand, Oeconomie. Ich liebe Dich, Louise, allein eine vier Millionen kostende Laune darf ich Dir nicht verstatten; mein Vermögen erlaubt es nicht.“

„In solchem Tone ungefähr antwortete mir der Graf, und setzte hinzu, wolle ich bei meinem Entschlusse beharren, so würde ich nichts als ein ganz

unnöthiges Scandal erregen, denn er sei fest entschlossen, unsere Vermählung rund weg abzuleugnen, und mir würde es unmöglich sein, auch nur den geringsten Beweis davon zu liefern. Ich wußte ja selbst nicht einmal den Namen des Dorfes, in dem wir getraut worden waren, und eben so wenig die Namen der Zeugen, die der Trauung mit beigewohnt hatten. Mir blieb folglich nichts Anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu finden. Ich wurde Mutter, aller meiner Vorsicht aber ungeachtet, konnte dieses Ereigniß nicht vollständig verschwiegen bleiben, doch gab mir mein Kind Muth, ungerechte Verachtung geduldig zu ertragen. Bald blieb mir in meinem Unglück auch nur dieser einzige Trost; ich verlor meine Schwester, und hatte jetzt nur noch meine Tochter, meine Adelaide. Für sie trotzte ich allen Demüthigungen, aller Schmach, denn jetzt war es nicht mehr der Graf allein, der mich verhinderte, meine Heirath öffentlich zu erklären, es war mein Kind, für das ich schweigen mußte, und hätte ich jetzt Beweise für meine Ehe gehabt, ich würde sie vernichtet haben; — ich wollte, daß meine Tochter reich werden sollte.

„Graf Clerville fand, wie man Ihnen gesagt hat, vor ungefähr zwei Jahren unglücklicherweise seinen Tod in Baden. In seinen Papieren war nicht zu finden, was

irgend auf unsere Verheirathung Bezug gehabt, nichts, was mich auf Spuren hätte leiten können, um die nothwendigen Beweise für meiner Tochter rechtmäßige Geburt aufzusuchen. Urtheilen Sie selbst, was ich leiden, welche Unsumme von Thränen ich vergießen mußte, ich, die arme Frau, die wohl für sich selbst Schmach ertragen konnte, nicht aber für ihr unschuldiges Kind! Doch traf ich Anstalten, um nach England zu reisen, als mein Großonkel mir schrieb, er werde nach Frankreich zurückkommen. In den Umgebungen von L*** hatte er Güter gekauft, und bat mich, ihn in dieser Stadt zu erwarten, wo meine Gegenwart ihm in Beziehung auf einen wichtigen Proceß nützlich sein dürfte. Ich schob folglich meine Reise auf und zog nach L***.

„Das Uebrige wissen Sie, Julius. Von Ihnen allein vermochte ich keine Demüthigung zu ertragen, gegen Ihre Verachtung war ich nicht stark genug. Hätte ich Ihnen vor drei Monaten bekannt, was Sie heute erfahren, so würden Sie Alles für einen Roman gehalten haben; ich bedurfte folglich volle Beweise. Die mir als Mutter gebotene Klugheit setzte ich hintan, auf die Gefahr hin, meine Tochter enterbt zu sehen, reiste ich ab und ging nach London, suchte und sah mein Forschen belohnt. Ich lege meinem Briefe eine mit vier ehren-

werthen Zeugnissen versehene Urkunde über meine Verheirathung bei. Ich habe alle erforderlichen Förmlichkeiten erfüllt, und nehme mit dem heutigen Tage den mir in Frankreich rechtmäßig gehörenden Titel einer Gräfin von Clerville an. Ohne meiner Tochter Unrecht zu thun, darf ich dies wagen, denn mein Großoheim ist nicht mehr unter den Lebenden; er starb in dem Momente, als er Guadeloupe verlassen wollte, und hat mir sein ganzes Vermögen hinterlassen.

„Wenn Du diese Zeilen gelesen hast, Julius, so eile in den Pavillon; dort wirst Du mich finden!"

Und sie war wirklich dort. Julius stürzte ihr zu Füßen, benetzte sie mit seinen Thränen....

„O ich Unseliger!" rief er; „und ich, ich lebe noch!"

„Warum, mein Julius, wenn ich Dir verzeihe? Siehst Du denn nicht, daß ich Dir die Hand reiche? Nimm sie, Julius, sie ist Dein!"

„O, Deine Worte tödten mich!... Dies Glück, das Du mir heute bietest, ist unmöglich!"

„Unmöglich?"

„Ich bin vermählt!"...

In unserm Verlage sind erschienen:

C. Weichselbaumer's dramatische Dichtungen.

Mit Unterhaltungen über die dramatische Literatur und das Theater.

1r Band. 8. — Rthlr. 2. oder fl. 3.

Inhalt: 1. Das Fürstenwort, Trauerspiel. — 2. Dion, Trauerspiel. — 3. Die Constellation, romant. Lustspiel. — 4. Unterhaltungen über die dramatische Literatur und das Theater.

Derselben

2r Band. 8. — Rthlr. 2. 8 gr. oder fl. 3. 30 kr.

Inhalt: 1. Virginie. — 2. Die Barden, Trauerspiel. — 3. Die Täuschungen, Lustspiel. — 4. Unterhaltungen über die dramatische Literatur und das Theater.

C. Weichselbaumer, die Vertrauenden.

Eine Sammlung von Erzählungen und Zwischengesprächen.

2 Bände. 8. — Rthlr. 4. 16 gr. oder fl. 7.





